Der ewige Jude.

Von

Eugen Sue.

Uebersetzt

von

Dr. A. Diezmann.

Drittes Bändchen.

Leipzig, 1844.

Verlag von Otto Wigand.

Der
ewige Jude.

Von

Eugen Sue.

Uebersetzt

von

Dr. A. Diezmann.

Drittes Bändchen.

Leipzig, 1844.

Verlag von Otto Wigand.

Die Straße Milieu des Ursins in Paris.

Funfzehntes Kapitel.

Die Briefe.

Wenn man in den Ordensregeln der Jesuiten unter dem Titel de Formula scribendi (Inst. 2, 11 p. 125—129) die Ausführung des achten Theils der Constitutionen lieset, erschrickt man über die Anzahl der Briefe, Berichte, Verzeichnisse und Schriften aller Art, die in dem Archiv der Gesellschaft aufbewahrt werden.

Es ist eine unendlich sorgsamere und besser unterrichtete Polizei, als die irgend eines Staates jemals gewesen ist. Selbst die Regierung Venedigs wurde durch die Jesuiten übertroffen. Als diese sie 1606 verjagte, nahm sie alle Papiere derselben in Beschlag und warf ihnen ihre große und lästige Neugierde vor. Diese zu einem solchen Grad der Vollkommenheit gebrachte Polizei und geheime Inquisition macht die Macht einer Regierung begreiflich, welche so wohl unterrichtet, in ihren Plänen so ausdauernd, durch die Einheit und, wie die Constitutionen sagen, durch die Einigkeit ihrer Glieder, so mächtig war. — Man sieht leicht ein, welche unermeßliche Kraft die Regierung dieser Gesellschaft erlangte und wie der Jesuitengeneral zu dem Herzoge von Brissac sagen konnte: **„von diesem Zimmer aus regiere ich nicht blos Paris, sondern China, nicht blos China, sondern die ganze Welt, ohne daß Jemand weiß, wie es zugeht."**

(Die Constitutionen der Jesuiten mit den Erläuterungen, lateinischer Text, nach der Prager Ausgabe, p. 476—478. Paris, Paulin, 1843.)

Der Thierbändiger Morok hatte noch vor der Ankunft des Ortsrichters, weil er glaubte, Dagobert werde seine

Reise nicht fortsetzen können, nachdem derselbe sein Pferd, seine Papiere und sein Geld verloren, Karl mit einem Briefe, den er sofort zur Post geben sollte, nach Leipzig geschickt.

Dieser Brief war adressirt: an Herrn Rodin, Rue du Milieu des Ursins in Paris.

Ungefähr in der Mitte dieser öden, wenig bekannten Straße, die tiefer liegt als der Kai Napoleon, an welchem sie, unfern von der Straße St. Landry, ausmündet, stand damals ein Haus von bescheidenem Aussehen in einem düstern, kleinen Hofe, welcher von der Straße durch ein kleines Vordergebäude mit einer Bogenthür und zwei vergitterten Fenstern getrennt war.

Das Innere dieses stillen Hauses war höchst einfach, wie es das Meublement eines ziemlich großen Zimmers im Erdgeschosse des Hauptgebäudes bewies. Altergraues Holzgetäfel bedeckte die Wände; der mit Fliesen belegte Fußboden war roth angestrichen und sorgfältig gebohnt und an den Fenstern hingen weiße Kattungardinen.

Ein Erdglobus von ungefähr vier Fuß im Durchmesser stand auf einem massiven eichenen Gestelle am andern Ende des Zimmers dem Kamine gegenüber.

Auf diesem großen Globus bemerkte man eine große Anzahl kleiner rother Kreuze in allen Welttheilen, von Norden nach Süden, von Osten nach Westen, von den rohesten Ländern und den fernsten Inseln, bis zu den

civilisirtesten Völkern, bis nach Frankreich; in jedem Lande waren mehrere Oerter mit diesen kleinen rothen Kreuzen bezeichnet, die offenbar als Merk- oder Richtzeichen dienten.

Vor einem Tische von schwarzem Holze, auf dem Papiere lagen und der in der Nähe des Kamins an die Wand gerückt war, stand ein leerer Stuhl. Weiterhin, zwischen den beiden Fenstern, sah man ein großes Schreibpult von Nußbaumholz mit Fächern voll Mappen darüber.

An diesem Pulte schrieb ein Mann eines Morgens gegen acht Uhr zu Ende des Monats October 1831.

Dieser Mann war Rodin, der Correspondent des Thierbändigers Morok.

Er stand etwa im funfzigsten Jahre und trug einen alten abgeschabten olivengrünen Rock mit schmutzigem Kragen, ein Taschentuch als Halstuch, eine Weste und Beinkleider von fadenscheinigem schwarzen Tuche. Seine Füße mit plumpen geschmierten Schuhen ruheten auf einem kleinen grünen Teppich, welcher den rothen glänzenden Fußboden bedeckte. Sein graues Haar lag glatt an den Schläfen und auf der kahlen Stirn; die Augenbrauen waren außerordentlich dünn und kaum zu erkennen; das schlaffe, herabhängende obere Augenlid glich der Haut, welche die Augen der Schlangen und ähnlichen Thiere halb verschleiert, und verhüllte zum Theil das

kleine lebhafte schwarze Auge; seine dünnen völlig farblosen Lippen verschmolzen mit der bleichen Farbe seines hagern Gesichtes mit spitzer Nase und spitzem Kinn, und dieses leichenartige, gleichsam lippenlose Gesicht sah um so seltsamer aus, als es auch eben so unbeweglich war wie das einer Leiche. Hätten sich nicht die Finger des Herrn Rodin bewegt, der sich auf das Pult bog und die Feder kritzelnd über das Papier gleiten ließ, man wäre versucht gewesen, ihn für todt zu halten.

Mit Hilfe eines vor ihm liegenden geheimen Alphabets schrieb er in einer Art, welche für Jeden unverständlich sein mußte, der den Schlüssel zu dieser Chifferschrift nicht besaß, gewisse Stellen von einem langen beschriebenen Blatte ab.

Dieser Mann mit dem eiskalten Gesichte, der in geheimnißvollen Zeichen schrieb, hatte etwas Unheimliches in dieser tiefen Stille, in diesem schauerlichen Halbdunkel, welches das große kalte und kahle Zimmer noch düsterer machte.

Es schlug acht Uhr, dann hallte dumpf der Klopfer an dem Thore und eine Klingel ertönte zweimal. Es wurden mehrere Thüren geöffnet nnd wieder zugemacht, und ein anderer Mann trat in das Zimmer herein.

Rodin stand bei dem Anblicke desselben auf, nahm die Feder zwischen die Zähne, verbeugte sich mit tief demü-

thiger Miene und ging wieder an seine Arbeit, ohne ein Wort zu sprechen.

Die beiden Personen unterschieden sich völlig von einander.

Der Neuangekommene, der älter war, als er aussah, schien höchstens sechs bis acht und dreißig Jahre zu zählen; er war hoch und zierlich gewachsen; die Blicke seines großen grauen Auges, das wie Stahl glänzte, konnten wohl Wenige aushalten; seine an der Wurzel breite Nase bildete eine vierseitige Halbfläche; sein scharfvortretendes glattrasirtes Kinn und der bläuliche Schimmer des frisch abrasirten Bartes stachen von dem lebhaften Roth seiner Lippen und der Weiße seiner sehr schönen Zähne ab. Als er den Hut abnahm, um eine schwarze Sammetmütze aufzusetzen, die auf dem kleinen Tische lag, wurde sein hellbraunes Haar sichtbar, das die Jahre noch nicht mit Silberfädchen durchzogen hatten. Er trug einen langen Rock, der militairisch bis an den Hals zugeknöpft war.

Das scharfblickende Auge dieses Mannes und seine breitgeschnittene Stirn verriethen einen starken Verstand, während die volle Ausbildung seiner Brust und seiner Schultern auf eine kräftige Körperconstitution deutete, und seine vornehme Haltung, seine zierlichen Handschuhe, seine nette Fußbekleidung, das schwache Parfüm, das von seinem Haar und seiner ganzen Person duftete, die

Anmuth und Ungezwungenheit aller seiner Bewegungen einen Weltmann in ihm erkennen ließen, der wohl nach allen Siegen, den frivolsten wie den ernstesten, hatte streben können und noch streben konnte.

Die Folge dieses so seltenen Vereins von Vorzügen, von Geisteskraft, Körperkraft und höchster Eleganz, war ein um so bemerkenswertheres harmonisches Ganze, weil das zu Gebieterische, was in dem obern Theile des energischen Gesichtes lag, durch die Freundlichkeit eines beständigen Lächelns gemildert und gemäßigt wurde, das indeß keineswegs gleichförmig war, denn dieses je nach den Umständen liebreiche, oder schelmische, herzliche oder heitere, beruhigende oder anziehende Lächeln erhöhete den herzgewinnenden Reiz dieses Mannes, den man nie wieder vergaß, wenn man ihn einmal gesehen hatte.

Trotz so vielen Vorzügen, und trotz seiner unwiderstehlichen Anziehungskraft erregte dieser Mann doch auch stets eine gewisse Unruhe und Besorgniß, als wenn unter der Anmuth und außerordentlichen Artigkeit seines Benehmens, unter dem Zauber seiner Sprache, unter seiner feinen Schmeichelei, unter der verlockenden Freundlichkeit seines Lächelns irgend eine gefährliche Schlinge versteckt liege.

Man fragte sich, während man unwillkührlich seiner Zauberkraft unterlag, ob man zum Guten — oder zum Bösen hingezogen werde.

. . . .

Rodin, der Secretair des Eingetretenen, schrieb weiter.

„Sind Briefe aus Dünkirchen da, Rodin?" fragte ihn sein Herr.

„Der Briefträger ist noch nicht dagewesen."

„Wenn ich auch über das Befinden meiner Mutter nicht gerade besorgt bin, da sie ihrer Genesung rasch entgegengeht," fuhr der Andere fort, „so kann mich doch nur ein Brief der Frau Fürstin von St. Dizier, meiner vortrefflichen Freundin, gänzlich beruhigen . . Heute endlich werde ich hoffentlich gute Nachrichten erhalten."

„Das ist zu wünschen," antwortete der Secretair so demüthig und unterwürfig, als lakonisch und kalt.

„Allerdings ist das zu wünschen," fuhr der Herr fort, „denn ich rechne den Tag zu einem der schönsten meines Lebens, an welchem die Fürstin von St. Dizier mir meldete, diese eben so schnell ausgebrochene als gefährliche Krankheit sei glücklich der Pflege gewichen, die meine Mutter gefunden hätte . . bei ihr, sonst wäre ich augenblicklich nach dem Landgute der Fürstin abgereiset, obgleich meine Anwesenheit hier sehr nöthig ist."

Er trat darauf an das Schreibpult und setzte hinzu:

„Ist der Auszug aus der auswärtigen Correspondenz gemacht?"

„Hier ist er . ."

„Die Briefe kommen immer unter Couvert an den angegebenen Orten an und werden meinem Befehle zu Folge hierher gebracht?“

„Immer.“

„Lesen Sie mir den Auszug aus den Briefen vor . . Wenn einige darunter sind, die ich selbst beantworten muß, werde ich es Ihnen bemerken.“

Und der Herr Rodin's ging in dem Zimmer auf und ab, die Hände auf den Rücken zusammengelegt, und dictirte Bemerkungen, welche Rodin sorgfältig aufzeichnete.

Der Secretair nahm ein ziemlich starkes Aktenheft und begann:

„Don Ramon Olivarez meldet aus Cadix den Empfang des Briefes Nr. 19. Er wird sich darnach richten und jede Theilnahme an der Entführung läugnen.“

„Gut — einzutragen . .“

„Der Graf Romanow in Riga befindet sich in Geldverlegenheiten . .“

„Duplessis zu sagen, eine Beihülfe von 50 Louisd'or zu senden. Ich habe früher als Capitain in dem Regimente des Grafen gedient und seitdem hat er werthvolle Mittheilungen gemacht.“

„Man hat in Philadelphia die letzte Sendung der gereinigten „Geschichte von Frankreich“ zum Gebrauch für die Gläubigen erhalten und verlangt mehr, da der Vorrath erschöpft ist.“

„Einzutragen und Duplessis darüber zu schreiben. Weiter.“

„Spindler sendet aus Namur den verlangten geheimen Bericht über Ardouin.“

„Auszuziehen.“

„Ardouin sendet aus derselben Stadt den geheimen Bericht über Spindler ein.“

„Auszuziehen.“

„Der Doctor van Ostadt aus derselben Stadt sendet eine vertrauliche Mittheilung über Spindler und Ardouin.“

„Zu vergleichen. Weiter.“

„Der Graf Malipierri in Turin meldet, daß die Schenkung von **300,000** Francs unterzeichnet ist.“

„Duplessis davon zu benachrichtigen; dann?“

„Don Stanislaus ist mit der Königin Marie Ernestine von Baden abgereiset. Er zeigt an, daß Ihre Maj. dankbar die ihr zugesagten Mittheilungen empfangen und eigenhändig antworten werde.“

„Ich werde selbst an die Königin schreiben . . Bemerken Sie sich das.“

Während Rodin einige Worte an den Rand des Papieres schrieb, das er in der Hand hielt, war sein Herr, der fortwährend in dem Zimmer auf- und abging, an den mit kleinen rothen Kreuzen bezeichneten Globus gekommen. Er betrachtete ihn einen Augenblick nachdenklich.

Rodin fuhr fort:

„Der Pater Orsini schreibt aus Mailand, bei der Stimmung der Gemüther in mehreren Theilen Italiens, wo einige Aufwiegler nach Frankreich blicken, würde es von Wichtigkeit sein, dort in Masse ein Schriftchen zu verbreiten, in welchem die Franzosen, unsere Landsleute, als sitten- und gottlose, raubsüchtige und blutdürstige Menschen geschildert wären . .“

„Der Gedanke ist vortrefflich; man könnte die Excesse, welche die Unserigen während der Kriege der Republik in Italien begangen haben, dabei klug benutzen. Man wird den Jacques Dumoulin beauftragen müssen, das Schriftchen zu schreiben. Der Mann ist aus Gift und Galle zusammengesetzt und die Flugschrift wird entsetzlich werden . . Ich werde ihm einige Notizen dazu geben, aber man darf ihn erst nach Ablieferung des Manuscriptes bezahlen . .“

„Allerdings. Wenn man ihn vorausbezahlte, würde er acht Tage lang betrunken in irgend einem schlechten Wirthshause liegen... So hat man ihm sein giftiges Buch gegen die pantheistischen Tendenzen der Philosophie des Dr. Martin auch zweimal bezahlen müssen.“

„Bemerken Sie dies und fahren Sie fort.“

„Ein Kaufmann meldet, daß der Commis auf dem Punkte stehe, den Bankier abzusenden, damit er

Rechnung ablege vor dem, welcher sie zu fordern berechtiget sei."

Rodin betonte diese Worte in eigenthümlicher Weise und fragte dann seinen Herrn:

„Sie verstehen das?"

„Vollkommen," antwortete der Andere bebend . . „Es sind die Ausdrücke, wie man sie brauchen wollte . . Weiter!"

„Aber der Commis," fuhr der Secretair fort, „hat noch ein Bedenken."

Nach einer Pause, in welcher seine Züge sich schmerzlich verzogen, sprach der Herr Rodins:

„Fortwährend durch Stille und Einsamkeit auf die Phantasie des Commis zu wirken und ihn dann das Verzeichniß der Fälle nochmals lesen zu lassen, in welchen der Königsmord geboten und verziehen wird. Weiter!"

„Die Sydney schreibt aus Dresden, sie erwarte Instructionen. Es sind ihretwegen heftige Auftritte aus Eifersucht zwischen dem Vater und dem Sohne vorgekommen, die Sydney hat aber in diesen neuen Ergießungen des gegenseitigen Hasses und in den vertraulichen Mittheilungen, die ihr jeder über seinen Nebenbuhler machte, nichts gefunden, was auf die Nachweisungen sich beziehe, die man von ihr verlangt. Sie konnte bisher vermeiden, sich für den Einen oder den Andern zu entscheiden, sie fürchtet aber Argwohn zu erregen, wenn dieser Zustand

noch länger dauere. Wen soll sie vorziehen, den Vater oder den Sohn?"

„Den Sohn ... Das Gefühl der Eifersucht wird bei dem Alten weit stärker und grausamer sein, und um sich dafür zu rächen, daß sein Sohn vorgezogen wurde, sagt er vielleicht, was in Beider Interesse liegt zu verheimlichen . . Weiter!"

„Seit drei Jahren sind zwei Mägde des Ambrosius, den man in die kleine Gemeinde in den Gebirgen von Wallis geschickt hat, verschwunden, ohne daß man weiß, was aus ihnen geworden ist . . Eine dritte hat soeben dasselbe Schicksal gehabt. Die Protestanten des Landes regen sich, sprechen von Mord, von entsetzlichen Umständen . ."

„Bis zum offenbaren und vollständigen Beweise der Sache muß Ambrosius gegen die schändlichen Verleumdungen einer Partei vertheidiget werden, welche sich nicht scheut, die abscheulichsten Erfindungen zu verbreiten . . Weiter!"

„Dem Thompson in Liverpool ist es endlich gelungen, Justin als Vertrauten zu Lord Stewart, einen reichen Irländer, zu bringen, der immer geistesschwächer wird."

„Wenn es sich bestätiget, dem Thompson eine Gratification von 50 Louisd'or. Notiren Sie es für Duplessis . . und fahren Sie fort."

„Franz Dichstein in Wien meldet, sein Vater sei in einem kleinen Dorfe einige Stunden von dieser Stadt an der Cholera gestorben, denn die Seuche kommt langsam immer weiter aus Rußland über Polen heran.“

„Leider!“ fiel der Herr Rodins ein; „möge die schreckliche Geißel ihren grauenhaften Weg nicht fortsetzen und Frankreich verschonen!“

„Franz Dichstein,“ fuhr Rodin fort, „meldet, seine beiden Brüder hätten die Absicht, die von seinem Vater gemachte Schenkung anzugreifen, er aber sei der entgegengesetzten Meinung.“

„Die beiden Personen zu befragen, welche die Streitsachen unter sich haben . . Weiter!“

„Der Cardinal Fürst Almasi will in die drei ersten Punkte der Denkschrift eingehen; wegen des vierten behält er sich vor . .“

„Kein Vorbehalt! Reine und unbedingte Annahme, — sonst Krieg, — bemerken Sie das wohl! — erbitterter Krieg ohne Erbarmen gegen ihn und seine Creaturen . . Weiter!“

„Fra Paolo meldet, daß der Patriot Boccari, der Vorsteher einer sehr zu fürchtenden geheimen Gesellschaft, sich selbst das Leben genommen hat, aus Verzweiflung darüber, daß seine Freunde aus Mißtrauen, das Fra Paolo klug bei ihnen angeregt hatte, ihn des Verrathes beschuldigten.“

„Boccari!! Ist es möglich? Boccari? Der patriotische Boccari? Der so gefährliche Feind?“ rief der Herr Rodins aus.

„Der Patriot Boccari,“ wiederholte der Secretair mit unveränderlicher Ruhe.

„Duplessis zu sagen, dem Fra Paolo eine Anweisung auf 25 Louisd'or zu schicken. Notiren Sie das.“

„Hausmann meldet, die französische Tänzerin Albertine Ducornet sei die Maitresse des Prinz-Regenten und beherrsche ihn vollständig; man könnte deshalb das Ziel, welches man im Auge habe, sicher erreichen, aber jene Albertine werde wieder von ihrem Geliebten beherrscht, der in Frankreich als Fälscher verurtheilt sei, und sie thue nichts, ohne ihn um Rath zu fragen.“

„Hausmann zu befehlen, mit diesem Manne zu sprechen und in seine Bedingungen zu willigen, wenn sie annehmlich sind; sich zu erkundigen, ob das Mädchen Verwandte in Paris habe.“

„Der Herzog von Orbano meldet, der König, sein Herr, werde die neu beantragte Anstalt genehmigen, aber unter den früher angezeigten Bedingungen.“

„Keine Bedingungen, sondern offene Zustimmung oder bestimmte Weigerung; man erkennt daran seine Freunde und seine Feinde.. Je ungünstiger die Umstände zu sein scheinen, um so größere Festigkeit muß man zeigen und durch Selbstvertrauen imponiren.“

„Derselbe berichtet ferner, das ganze diplomatische Corps unterstütze fortwährend die Reclamation des Vaters jenes protestantischen Mädchens, welche das Kloster, in dem sie eine Zuflucht und Schutz gefunden hat, nur verlassen will, um ihren Geliebten gegen den Willen ihres Vaters zu heirathen."

„Ah . . das diplomatische Corps reclamirt noch immer im Namen dieses Vaters?"

„Noch immer . ."

„So antworte man nur immer, die geistliche Gewalt habe mit der weltlichen nichts zu schaffen . ."

In diesem Augenblicke wurde an der Eingangsthüre zweimal geklingelt.

„Sehen Sie, was es ist," sagte der Herr Rodins.

Dieser stand auf und ging hinaus.

Sein Herr ging ununterbrochen nachdenkend in dem Zimmer auf und ab.

Seine Schritte hatten ihn wiederum an den großen Erdglobus gebracht und er blieb an demselben stehen.

Eine Zeitlang betrachtete er in tiefer Stille die unzähligen rothen Kreuzchen, welche alle Länder der Erde mit einem großen Netze zu bedecken schienen.

Ohne Zweifel dachte er an die unsichtbare Wirkung seiner Macht, die sich über die ganze Welt zu erstrecken schien, denn seine Züge belebten sich, sein graues Auge

blitzte und sein männliches Gesicht erhielt einen unglaublichen Ausdruck von Energie, Kühnheit und Stolz.

Mit stolzer Stirn und spöttischer Lippe trat er an den Globus und stützte seine kräftige Hand auf den Pol.

Bei diesem kräftigen Griffe, bei dieser gebieterischen gleichsam Besitz ergreifenden Bewegung hätte man sagen können, der Mann habe die Ueberzeugung, daß er diesen Erdkreis beherrsche, auf den er hinabsah und auf den er seine Hand mit so stolzer, kühner Herrschermiene legte.

Da lächelte er nicht.

Seine breite Stirn legte sich in furchtbare Falten und sein Blick erhielt einen drohenden Ausdruck. Hätte ein Künstler den Teufel der Schlauheit und des Hochmuthes, den bösen Geist einer unersättlichen Herrschsucht malen wollen, er würde kein entsetzlicheres Musterbild haben wählen können.

Als Rodin wieder eintrat, hatte das Gesicht seines Herrn den gewöhnlichen Ausdruck von neuem angenommen.

„Es war der Briefträger,“ sagte Rodin, indem er auf die Briefe zeigte, die er in der Hand hatte; „aus Dünkirchen ist nichts dabei.“

„Nichts?“ rief sein Herr aus, und das Gefühl des Schmerzes stach seltsam von dem Ausdrucke des Stolzes und der Härte ab, den sein Gesicht eben noch gehabt hatte.

„Nichts! Keine Nachricht von meiner Mutter!“ fuhr er fort. „Noch einmal sechs und dreißig Stunden Ungewißheit!“

„Wenn die Frau Fürstin unerfreuliche Nachrichten zu geben gehabt hätte, würde sie wahrscheinlich geschrieben haben; ohne Zweifel geht es fortwährend besser..“

„Sie haben wahrscheinlich Recht, Rodin, ich bin aber trotzdem nicht ruhig.. Wenn ich morgen nicht vollständig beruhigende Nachrichten erhalte, werde ich nach dem Landgute der Fürstin reisen. Warum mußte auch meine Mutter den Herbst in jener Gegend zubringen wollen! Ich fürchte, die Gegend von Dünkirchen ist nachtheilig für sie.“

Nach einer kurzen Pause, in welcher er fortwährend auf- und abging, setzte er hinzu:

„Nun, .. woher sind die Briefe?“

Rodin betrachtete die Poststempel und antwortete:

„Es sind unter den vier Briefen drei, welche sich auf die wichtige Medaillenangelegenheit beziehen..“

„Gott sei Dank! Wenn nur die Nachrichten günstig lauten!“ sprach der Herr Rodins mit einem Ausdrucke von Besorgniß, welcher bewies, wie außerordentlich wichtig diese Angelegenheit für ihn war.

„Der eine ist aus Charlestown und betrifft ohne Zweifel den Missionair Gabriel,“ antwortete Rodin; „der andere, aus Batavia, bezieht sich wahrscheinlich auf

den Hindu Dschalma; dieser hier ist aus Leipzig und bestätiget ohne Zweifel den gestrigen, in welchem der Thierbändiger Morok meldete, daß nach den Befehlen, die er erhalten habe, und ohne daß man ihn in etwas zu beschuldigen im Stande sei, die Töchter des Generals Simon ihre Reise nicht würden fortsetzen können."

Bei dem Namen des Generals Simon zog eine Wolke über die Züge des Herrn Rodins.

Sechszehntes Kapitel.

Die Befehle.

Die Provinzialhäuser correspondiren mit dem Hause zu Paris und stehen auch in directer Verbindung mit dem General, der in Rom wohnt. Die so geschäftige, so verschiedenartige, so bewunderns würdig organisirte Correspondenz der Jesuiten hat den Zweck, den Obern alle Nachrichten zu liefern, die sie bedürfen können; der General empfängt jeden Tag eine Menge Berichte, die einander wechselseitig controliren. In dem Centralhause in Rom giebt es außerordentlich große Verzeichnisse, in welchem die Namen aller Jesuiten, ihrer Verbündeten und aller bedeutenden Personen, Freunde und Feinde, mit denen sie zu thun haben, eingetragen sind. In diesem Verzeichnisse werden die Ereignisse aus dem Leben jedes Einzelnen ohne Veränderung, ohne Haß, ohne Leidenschaft niedergeschrieben. Es ist dies die riesenhafteste biographische Sammlung, die jemals angelegt wurde. Die Lebensweise einer leichtfertigen Frau, die geheimen Sünden eines Staatsmannes sind in diesem Buche mit kalter und nackter Unparteilichkeit erzählt. Diese Biographien müssen nothwendig genau sein, da sie benutzt werden

sollen. Soll auf eine Person eingewirkt werden, so schlägt man dieses Buch auf und man erhält sofort Kenntniß von ihrem Leben, ihrem Charakter, ihren Tugenden, ihren Mängeln, ihren Planen, ihrer Familie, ihren Freunden und ihren geheimsten Verbindungen. Erkennen Sie die ganze bedeutungsvolle Wirksamkeit, welche dieses ungeheure Polizeiregister, was die ganze Welt umfaßt, einer Gesellschaft giebt? Ich spreche nicht leichtsinnig von diesen Verzeichnissen; die Thatsache ist mir durch Jemanden mitgetheilt worden, der sie gesehen hat. Hier liegt Stoff zum Nachdenken für die Familien, welche Mitgliedern eines Ordens, in dem das Studium der Biographie so geschickt betrieben wird, ohne Schwierigkeit Zutritt gestatten und Vertrauen schenken.

(Libri, Mitglied des Instituts, „Briefe über die Geistlichkeit.")

Nachdem der Herr Rodins die unwillkührliche Aufwallung niedergekämpft, die der Name des Generals Simon oder die Erinnerung an denselben verursacht hatte, sagte er: „Erbrechen Sie diese Briefe aus Leipzig, Charlestown und Batavia noch nicht; die Nachrichten, welche sie enthalten, werden sich ohne Zweifel sogleich selbst einreihen lassen. Dies erspart uns eine doppelte Mühe."

Der Secretair sah seinen Herrn fragend an, der fortfuhr:

„Haben Sie die Notiz über die Medaillenangelegenheit beendiget?"

„Hier ist sie.. Ich trug sie eben vollends in Chiffreschrift über."

„Lesen Sie mir dieselbe vor und fügen Sie der Ord-

nung nach die neuen Nachrichten ein, welche diese drei Briefe enthalten müssen."

„Diese Angaben," sagte Rodin, „werden allerdings ihren Platz finden."

„Ich will sehen," fuhr der Andere fort, „ob die Schrift deutlich und verständlich genug ist, denn Sie haben nicht vergessen, daß die Person, für welche sie bestimmt ist, nicht Alles wissen darf."

„Ich habe daran gedacht und sie in diesem Sinne geschrieben."

„Lesen Sie."

Rodin las das Nachstehende sehr bedächtig und sehr langsam:

„Vor hundert und funfzig Jahren wanderte eine „französische protestantische Familie freiwillig aus, weil „sie die nahe bevorstehende Widerrufung des Edicts von „Nantes voraussah und weil sie sich den strengen und „gerechten Verordnungen entziehen wollte, welche gegen „die Reformirten, diese unbeugsamen Gegner unserer „Religion, bereits erlassen worden waren.

„Einige Mitglieder dieser Familie flüchteten sich zu„erst nach Holland, dann in die holländischen Colonien, „andre nach Polen, noch andere nach Deutschland, nach „England und Amerika.

„Man glaubt zu wissen, daß gegenwärtig nur noch „sieben Nachkommen dieser Familie übrig sind, welche

„seltsame Wechselfälle des Glückes erfahren hat, da ihre „Glieder jetzt so ziemlich auf allen Sprossen der gesell„schaftlichen Stufenleiter, von dem Fürsten bis zum „Handwerker herab, vertheilt sind.

„Nachkommen von mütterlicher Seite:

„Die unmündigen Schwestern Rosa und Bianca „Simon.

(„Der General Simon heirathete in Warschau eine „Abkömmlingin der genannten Familie.“)

„Franz Hardy, Fabrikant in Plessis, bei Paris.

„Der Prinz Dschalma, Sohn des Königs von Mondi, Kadscha-Sing.

(„Kadscha-Sing vermählte sich 1802 mit einer Ab„kömmlingin der genannten Familie, welche damals „in Batavia, auf der holländischen Insel Java, „lebte.“)

„Nachkommen von väterlicher Seite:

„Jacob Rennepont, genannt Ohnehemd, Hand„werker.

„Adrienne von Cardoville, Tochter des Gra„fen von Rennepont, Herzogs von Cardoville.

„Gabriel Rennepont, Missionair.

„Jedes Mitglied dieser Familie besitzt, oder soll besitzen, eine Bronzemedaille mit folgenden Inschriften:

Opfer
von
L. C. D. J.
Betet für mich.

—

Paris,
den 13. Februar 1682.

In Paris
Rue Saint-François Nr. 3.
Nach anderthalbem Jahrhundert
werdet Ihr sein
den 13. Februar 1832.

—

Betet für mich.

—

„Diese Worte und diese Jahrzahl deuten an, daß es „für jedes Glied dieser Familie von hoher Wichtigkeit „ist, am 13. Febr. 1832 in Paris zu sein und zwar nicht „durch Stellvertreter oder Bevollmächtigte, sondern persönlich, sie mögen mündig oder unmündig, verheirathet oder unverheirathet sein.

„Andere Personen haben aber das höchste Interesse „dabei, daß Niemand von den Nachkommen dieser Familie „am 13. Februar in Paris sei, mit Ausnahme des Missionairs Gabriel Rennepont.

„Es muß also Alles aufgeboten werden, „daß Gabriel allein bei dieser Zusammenkunft sich einfinde, zu welcher die Mitglieder dieser Familie vor anderthalbhundert „Jahren eingeladen worden sind.

„Man hat bereits viel versucht, um die sechs andern „Personen zu verhindern, an dem genannten Tage in „Paris zu sein oder dahin zu kommen, oder doch wenigstens ihre Anwesenheit zu lähmen; aber es bleibt noch

„viel zu thun übrig, um den Erfolg dieser Sache zu sichern,
„die man wegen ihrer wahrscheinlichen Folgen für die
„wichtigste und schicksalsschwerste der Zeit hält."

„Das ist nur zu wahr," unterbrach der Herr Rodin, indem er gedankenvoll den Kopf schüttelte; „setzen Sie noch hinzu, daß die Folgen des Sieges unberechenbar sind und daß man die des Mißlingens gar nicht im voraus zu berechnen wagt, mit einem Worte, daß es sich für mehrere Jahre um Sein und Nichtsein handelt. Man müsse deshalb, um den Sieg zu erlangen, alle möglichen Mittel anwenden und vor nichts zurückschrecken, dabei aber natürlich immer den Schein wahren."

„Ich habe es niedergeschrieben," sagte Rodin, nachdem er die Worte hinzugefügt, welche ihm sein Herr dictirt hatte.

„Lesen Sie weiter!"

Rodin fuhr fort:

„Um das Gelingen der in Rede stehenden Angele-
„genheit zu erleichtern oder zu sichern, müssen einige be-
„sondere und geheime Details über die sieben Personen
„gegeben werden, welche die Familie vertreten.

„Man bürgt für die Richtigkeit dieser Angaben und
„würde sie im Nothfalle noch ins Einzelnere gehend ver-
„vollständigen. Denn da einander widersprechende Nach-
„richten eingegangen sind, besitzt man sehr ausführliche

„Akten über sie. Man wird nach der Ordnung der Per=„sonen verschreiten und nur die bis jetzt vollendeten „Thatsachen erwähnen.

(Erste Notiz.)

„Die Mädchen, Rosa und Bianca Simon, Zwil=„lingsschwestern, ungefähr funfzehn Jahre alt — hübsche „Gesichter und einander so ähnlich, daß man sie ver=„wechseln könnte, — von sanftem und schüchternem Cha=„rakter, aber der Begeisterung fähig, — in Sibirien von „einer freigeistigen deistischen Mutter erzogen. — Sie „sind völlig unwissend in Allem, was unsere heilige Re=„ligion betrifft.

„Der General Simon, der vor der Geburt der „Mädchen von seiner Frau getrennt wurde, weiß bis „diese Stunde nicht, daß er zwei Töchter hat.

„Man hatte geglaubt, ihre Anwesenheit in Paris „am 13. Febr. dadurch unmöglich zu machen, daß man „ihre Mutter an einen Verbannungsort bringen ließ, „der noch viel weiter entfernt war, als der ihr zuerst an=„gewiesene; aber ihre Mutter starb und der General=„gouverneur von Sibirien, der uns völlig ergeben ist, „die Maßregel aber in einem beklagenswerthen Irrthume „für eine rein persönliche und nur die Frau des General „Simon betreffende hielt, erlaubte den beiden Mädchen,

„unter der Führung eines alten Soldaten nach Frankreich
„zurückzureisen.

„Dieser unternehmende, treue und entschlossene Mann
„ist als gefährlich bezeichnet.

„Die Schwestern Simon sind unschuldig, und man
„hat alle Ursache, zu hoffen, daß sie in diesem Augenblicke
„in der Gegend von Leipzig zurückgehalten sind."

Der Herr Rodins unterbrach ihn hier und sagte:

„Jetzt lesen Sie den eben eingegangenen Brief von Leipzig; Sie werden nach demselben die Anzeige vervollständigen können."

Rodin las und rief aus:

„Vortreffliche Nachrichten! Die beiden Mädchen und deren Führer waren in der Nacht aus dem Gasthause zum weißen Falken entflohen, alle drei sind aber eine Stunde von Möckern eingeholt und ergriffen worden. Man hat sie nach Leipzig gebracht, wo sie sich als Vagabunden in Haft befinden; überdies ist der Soldat, der ihnen als Führer diente, der Widersetzlichkeit und Mißhandlung eines Beamten angeklagt und überführt."

„Es ist also bei der Langsamkeit des deutschen Gerichtsverfahrens, und da man besonders bedacht sein wird, die Verhandlungen recht sehr langsam vorschreiten zu lassen, so gut als gewiß, daß die Mädchen am 13. Febr. nicht hier sein können," sagte der Herr Rodins. „Fügen Sie die letztere Nachricht der Notiz noch hinzu!"

Der Secretair gehorchte, schrieb einen Auszug des Briefes Moroks als Anmerkung darunter und sagte dann:

„Es ist geschehen.“

„So fahren Sie fort,“ sagte sein Herr.

Rodin las weiter:

(Zweite Notiz.)

„Franz Hardy, Fabrikant in Plessis, bei Paris.

„Vierzig Jahre, — fester, reicher, kluger, thätiger, „rechtschaffener, unterrichteter Mann, der von seinen Ar„beitern wegen der zahllosen Neuerungen vergöttert wird, „welche ihr Wohl bezwecken, — der nie die Pflichten „unserer heiligen Religion erfüllt und — als sehr ge„fährlich notirt ist . . Der Haß und Neid, welche er „den andern Industriellen einflößt, namentlich dem Ba„ron Tripeaud, seinem Concurrenten, können leicht gegen „ihn gerichtet werden. — Sollten andere Mittel nöthig „werden, um auf und gegen ihn zu wirken, so wird man „die über ihn vorhandenen Akten, die sehr umfänglich „sind, zu Rathe ziehen. Dieser Mann ist seit langer Zeit „bezeichnet und überwacht.

„Man hat ihn in Bezug auf die Medaillenangele„genheit so gut getäuscht, daß er bis jetzt über die Wich„tigkeit der Interessen, welche sie vertritt, völlig irrege-

„führt ist. Uebrigens wird er fortwährend beobachtet, „belauscht, beherrscht, selbst ohne daß er es weiß . . Ei„ner seiner besten Freunde verräth ihn und man kennt „durch denselben seine geheimsten Gedanken.“

(Dritte Notiz.)

„Der Prinz Dschalma.

„Achtzehn Jahre, — edelsinniger, energischer Cha„rakter, stolzer, selbstständiger, scheuer Sinn, — Liebling „des Generals Simon, welcher den Oberbefehl über die „Truppen seines Vaters Kadscha-Sing in dem Kampfe „übernommen hat, welchen er in Indien gegen die Eng„länder führt. — Man erwähnt Dschalma nur der Voll„ständigkeit wegen, denn seine Muttter ist jung gestorben, „noch bei Lebzeiten ihrer Aeltern, die in Batavia geblie„ben waren . . Da nun auch diese gestorben sind und „ihre bescheidene Hinterlassenschaft weder von Dschalma, „noch von dem Könige, seinem Vater, in Anspruch ge„nommen worden ist, so kann man als gewiß annehmen, „daß Beide nichts von den wichtigen Interessen wissen, „die sich an den Besitz der fraglichen Medaille knüpfen, „welche zu dem Erbe der Mutter Dschalmas gehört.“

Der Herr Rodins fiel hier mit den Worten ein:

„Lesen Sie nun den Brief aus Batavia, um die Notizen über Dschalma zu vervollständigen.“

Rodin las und sagte:

„Wieder eine gute Nachricht . . Josua van Daël, Kaufmann in Batavia (er ist in unserer Erziehungsanstalt zu Pondichery gebildet), hat durch seinen Geschäftsfreund in Calcutta erfahren, daß der alte König von Mondi in der letzten Schlacht gegen die Engländer geblieben ist. Sein Sohn Dschalma, dem der väterliche Thron entzogen wurde, ist vorläufig als Staatsgefangener in eine Festung Indiens gebracht worden.“

„Wir haben jetzt Ende Octobers,“ sagte der Herr Rodins . . „Wenn wir auch annehmen, daß der Prinz Dschalma in Freiheit gesetzt würde und Indien jetzt verlassen könnte, so würde er doch schwerlich im Februar in Paris ankommen.“

„Josua van Daël,“ fuhr Rodin fort, „bedauert, daß er in diesem Falle seinen Eifer nicht habe bethätigen können. Wenn gegen alle Wahrscheinlichkeit der Prinz Dschalma freigelassen würde, oder wenn es ihm gelänge, zu entfliehen, so würde er sich ohne Zweifel nach Batavia begeben, um sein mütterliches Erbe in Anspruch zu nehmen, da er außerdem nichts mehr in der Welt besitzt. In diesem Falle könnte man auf die Treue Josuas van Daël rechnen. Er verlangt dafür mit der nächsten Post sehr bestimmte Nachweisungen über das Vermögen des Barons Tripeaud, des Fabrikanten und Bankiers, mit dem er in Geschäftsverbindung steht.“

„Hierauf antworten Sie ausweichend, da Josua bis-

her nur Eifer gezeigt hat. — Vervollständigen Sie die Angaben über Dschalma durch die neuen Nachrichten."

Rodin schrieb.

Nach einigen Secunden sagte sein Herr mit einem ganz eigenthümlichen Ausdrucke zu ihm:

„Erwähnt Josua bei Gelegenheit des Todes des Vaters Dschalmas und der Gefangennehmung des Letztern nichts von dem General Simon?"

„Josua sagt darüber kein Wort," antwortete der Secretair, der seine Arbeit fortsetzte.

Der Herr Rodins schwieg und ging nachdenkend in dem Zimmer auf und ab.

Nach einigen Augenblicken sagte Rodin zu ihm:

„Es ist geschehen."

„Lesen Sie weiter!"

(Vierte Notiz.)

„Jacob Rennepont, genannt Ohnehemd.

„Arbeiter in der Fabrik des Barons Tripeaud, des „Concurrenten von Franz Hardy, — dem Trunke ergeben, faul, streitsüchtig und verschwenderisch.. Es fehlt „ihm nicht an Verstand, aber die Arbeitsscheu und Liederlichkeit haben ihn völlig verdorben. Ein sehr gewandter Geschäftsagent, auf den man rechnet, hat sich „in Verbindung mit einem Mädchen, Cephyse Soliveau, „Bacchanals-Königin genannt, gesetzt, welche die Geliebte

„dieses Fabrikarbeiters ist. Durch sie hat der Geschäfts-
„agent auch mit ihm Verbindungen angeknüpft und man
„kann bereits annehmen, daß er so ziemlich außerhalb
„der Interessen steht, die seine Anwesenheit in Paris am
„13. Februar nöthig machen sollten.“

(Fünfte Notiz.)

„Gabriel Rennepont, Missionair.

„Entfernter Verwandter des Vorigen, dessen Existenz,
„sowie seine Verwandtschaft mit demselben, ihm aber
„unbekannt ist. Er wurde als hilflose Waise von Fran-
„zisca Baudoin, der Frau eines Soldaten mit Namen
„Dagobert, aufgenommen.

„Wenn gegen alle Erwartung dieser Soldat nach
„Paris käme, könnte man sehr mächtig durch seine Frau
„auf ihn einwirken, die ein vortreffliches Geschöpf, un-
„wissend, leichtgläubig und exemplarisch fromm ist und
„über die wir seit langer Zeit eine unbegrenzte Herr-
„schaft ausüben.. Durch sie hat man Gabriel vermocht,
„in den geistlichen Stand zu treten, ob er gleich keine
„Neigung dazu hatte.

„Gabriel ist fünf und zwanzig Jahre alt und von
„engelgleichem, sanftem Charakter, den schon sein Ge-
„sicht verräth. Er besitzt seltene und feste Tugenden,
„wurde aber leider mit seinem Adoptivbruder Agricol,
„dem Sohne Dagoberts, erzogen. Dieser Agricol ist

„Dichter und Arbeiter, ein vortrefflicher Arbeiter bei „Franz Hardy, von den abscheulichsten Lehren angesteckt, „rechtschaffen, arbeitsam, aber ohne alle religiöse Grund„sätze. Er vergöttert dabei seine Mutter. Ist als sehr „gefährlich notirt, was seinen Umgang für Gabriel „so gefährlich machte.

„Ueber diesen kann man trotz allen seinen vortreffli„chen Eigenschaften nicht ganz unbesorgt sein. Man „mußte es sogar verschieben, sich ihm völlig zu offenba„ren; ein falscher Schritt könnte ihn auch zu einem der „gefährlichsten Menschen machen. Er muß deshalb „außerordentlich geschont werden, wenigstens bis zum „13. Februar, weil, wie wiederholt wird, auf ihn „und seiner Anwesenheit in Paris zu jener „Zeit große Hoffnungen und nicht minder große Inter„essen beruhen.

„Wegen der Schonung, mit welcher man gegen ihn „zu verfahren hat, mußte man ihn auch zu der Mission „in Amerika abgehen lassen, denn er verbindet mit en„gelgleicher Sanftmuth eine ruhige Entschlossenheit und „einen abenteuerlichen Sinn, den man nur dadurch be„friedigen konnte, daß man ihm gestattete, das gefähr„liche Leben der Missionaire zu theilen. Zum Glück sind „seinen Obern in Charlestown die strengsten Instruc„tionen gegeben, damit sie ein so kostbares Leben keiner „Gefahr aussetzen. Sie müssen ihn wenigstens einen

„oder zwei Monate vor dem 13. Februar nach Paris zu-
„rücksenden . ."

Der Herr Rodins fiel hier wiederum ein und sagte:

„Lesen Sie den Brief aus Charlestown und sehen Sie, was man uns schreibt, um diese Angaben zu vervollständigen."

Nachdem Rodin gelesen hatte, antwortete er:

„Gabriel wird jeden Tag von dem Felsengebirge zurückerwartet, wohin er durchaus allein als Missionair hatte gehen wollen . ."

„Welche Unvorsichtigkeit!"

„Er ist ohne Zweifel keiner Gefahr ausgesetzt gewesen, da er selbst seine Rückkehr nach Charlestown gemeldet hat. Gleich nach seiner Ankunft, die spätestens in der Mitte dieses Monats erfolgen muß, schreibt man, wird man ihn unmittelbar nach Frankreich senden."

„Setzen Sie das der ihn betreffenden Notiz bei," sagte der Herr Rodins.

„Es ist geschehen," antwortete dieser nach einigen Augenblicken.

„Fahren Sie fort!" sagte sein Herr.

Rodin las weiter:

(Sechste Notiz.)

„Fräulein Adrienne Rennepont von Cardoville.

„Entfernte Verwandte (ohne daß sie es weiß) von
„Jacob Rennepont und Gabriel Rennepont, dem Mis-

„sionair . . Sie wird bald ein und zwanzig Jahre alt, „hat das pikanteste Gesicht, ist die seltenste Schönheit, „obgleich rothhaarig, und besitzt einen im höchsten Grade „originellen Geist, ein unermeßliches Vermögen und „liebt alle sinnlichen Genüsse . . Man muß über die „Zukunft dieses Mädchens erschrecken, wenn man die „unglaubliche Kühnheit ihres Charakters bedenkt. Zum „Glück steht ihr Mitvormund, der Baron Tripeaud (Ba„ron von 1829 und ehemaliger Geschäftsführer des ver„storbenen Grafen von Rennepont und Herzogs von „Cardoville), völlig im Interesse der Tante des Fräu„leins von Cardoville und ist fast von ihr abhängig. „Man rechnet mit gutem Grunde auf diese würdige und „achtbare Verwandte, sowie auf Herrn Tripeaud, um „die seltsamen und unerhörten Pläne zu bekämpfen und „zu beseitigen, welche dieses eben so entschlossene als „selbstständige Mädchen anzukündigen sich nicht scheut „und die man leider nicht im Interesse der fraglichen „Angelegenheit ausbeuten kann, denn . .“

Rodin konnte nicht weiter lesen; er wurde durch ein zweimaliges vorsichtiges Klopfen an der Thüre unterbrochen.

Der Secretair stand auf, um zu sehen, wer klopfe, blieb einen Augenblick draußen, kam dann mit zwei Briefen in der Hand zurück und sagte:

„Die Frau Fürstin hat den Abgang einer Stafette benutzt, um . .“

„Geben Sie mir den Brief der Fürstin!“ rief der Herr Rodins aus, ohne diesen ausreden zu lassen. „Endlich werde ich Nachrichten von meiner Mutter erhalten!“ setzte er hinzu.

Kaum hatte er einige Zeilen dieses Briefes gelesen, als er erbleichte; seine Züge drückten eine tiefe und schmerzliche Verwunderung und einen heftigen Schmerz aus.

„Meine Mutter!“ rief er aus. „Ach Gott! Meine Mutter!“

„Ist ein Unglück geschehen?“ fragte Rodin besorgt, indem er bei dem Ausrufe seines Herrn aufstand.

„Die Genesung täuschte,“ antwortete dieser niedergeschlagen; „sie befindet sich von neuem in einem fast hoffnungslosen Zustande, indeß meint der Arzt, vielleicht könnte meine Anwesenheit sie retten, denn sie erwähnt mich fortwährend und will mich zum letztenmale sehen, um in Frieden zu sterben. O, dieser Wunsch ist heilig! Es wäre ein Muttermord, wenn ich mich nicht zu ihr begäbe.. Wenn ich nur noch zu rechter Zeit ankomme!.. Man braucht fast zwei Tage, wenn man auch Tag und Nacht reiset, um das Landgut der Fürstin zu erreichen.“

„Gott, welches Unglück!“ rief Rodin aus, indem er die Hände faltete und die Augen gen Himmel wendete.

Sein Herr schellte heftig und sagte einem bejahrten Diener, welcher die Thür öffnete:

„Packe sogleich Alles, was ich durchaus brauche, in einen Koffer meines Reisewagens. Der Portier soll ein Cabriolet nehmen und mir schnell Postpferde holen. Binnen einer Stunde muß ich fort sein.“

Der Diener entfernte sich rasch.

„Meine Mutter! Meine Mutter! Sie nicht wieder zu sehen! Es wäre schrecklich!“ sprach er, indem er auf einen Stuhl sank und sein Gesicht mit den Händen bedeckte.

Dieser große Schmerz war aufrichtig; der Mann liebte seine Mutter innig und dieses himmlische Gefühl hatte sich bis dahin in ihm rein und unveränderlich in allen Verhältnissen und Wechseln seines oft sehr schuldvollen Lebens erhalten.

Nach einigen Augenblicken wagte Rodin seinem Herrn zu sagen, indem er ihm den zweiten Brief zeigte:

„Man hat auch dies von Herrn Duplessis gebracht. . Es ist sehr wichtig . . und sehr dringend . .“

„Sehen Sie, was es ist, und antworten Sie darauf, — ich habe keine Gedanken mehr dafür.“

„Dieser Brief ist ein vertraulicher,“ erwiederte Rodin, indem er ihn seinem Herrn hinhielt; „ich darf ihn nicht erbrechen . . wie Sie an dem Zeichen auf dem Couvert sehen.“

Bei dem Anblicke dieses Zeichens erhielten die Züge des Herrn Rodins einen unbeschreiblichen Ausdruck von Scheu und Ehrfurcht. Er erbrach das Siegel mit zitternder Hand.

Der Brief enthielt nur die Worte:

„Lassen Sie alle Geschäfte ruhen, reisen Sie, ohne eine Minute zu verlieren, ab, und kommen Sie. . Duplessis wird Sie ersetzen; er hat Befehle.“

„Großer Gott!“ rief der Mann in Verzweiflung aus . . „Abreisen, ohne meine Mutter zu sehen! Das ist entsetzlich, . . unmöglich . . Es bringt sie vielleicht um, . . ja . . es wäre ein Muttermord.“

Während er diese Worte sprach, fielen seine Augen zufällig auf den großen Globus, der mit den rothen Kreuzchen bezeichnet war, und bei diesem Anblicke stand plötzlich ein Entschluß in ihm fest . . Er schien sein lebhaftes Bedauern zu bereuen und sein Gesicht wurde, obwohl es noch immer traurig war, allmälig wieder ruhig und ernst.

Er gab den schicksalschweren Brief seinem Secretair und sagte zu ihm, während er einen Seufzer unterdrückte:

„Unter seine Ordnungszahl einzureihen.“

Rodin nahm den Brief, schrieb eine Zahl darauf und legte ihn in eine besondere Mappe.

Nach einer kurzen Pause fuhr sein Herr fort:

„Sie werden Befehle von Herrn Duplessis erhalten und mit ihm arbeiten. Uebergeben Sie ihm die Note über die Medaillenangelegenheit; er weiß, an wen er sie zu senden hat. Sie schreiben Antworten nach Batavia, nach Leipzig und Charlestown in dem Ihnen bereits angegebenen Sinne, . . daß die Töchter des Generals Simon um jeden Preis zu hindern sind, Leipzig zu verlassen, daß die Ankunft Gabriels in Paris beschleunigt werde und daß für den nicht sehr wahrscheinlichen Fall, der Prinz Dschalma käme nach Batavia, Josua van Daël gesagt werde, man rechne auf seinen Eifer und seinen Gehorsam, um ihn da zurückzuhalten."

Darauf kehrte dieser Mann, der in dem Augenblicke, als seine sterbende Mutter ihn vergebens zu sich rief, eine solche kaltblütige Ruhe bewahren konnte, in seine Wohnung zurück.

Rodin beschäftigte sich mit den Antworten, die ihm aufgetragen worden waren, und schrieb sie in Chiffern nieder.

Nach ungefähr drei Viertelstunden hörte man die Glöckchen der Postpferde klingen. Der alte Diener trat, nachdem er bescheiden angeklopft hatte, wiederum herein und sagte:

„Es ist angespannt."

Rodin nickte und der Diener entfernte sich wieder.

Der Secretair klopfte nun seiner Seits an das Zim=

mer seines Herrn, der, noch immer ernst und kalt, aber entsetzlich bleich, heraustrat. Er hielt einen Brief in der Hand.

„An meine Mutter,“ sagte er zu Rodin; „schicken Sie sogleich einen Courrier ab.“

„Augenblicklich,“ antwortete der Secretair.

„Die drei Briefe nach Leipzig, Batavia und Charlestown gehen noch heute auf dem gewöhnlichen Wege ab; es ist höchst wichtig, wie Sie wissen.“ Das waren die letzten Worte dieses Mannes, der mit erbarmungslosem Gehorsame erbarmungslose Befehle vollzog und wirklich abreisete, ohne einen Versuch zu machen, seine Mutter zu sehen.

Sein Secretair begleitete ihn ehrerbietig bis an den Wagen.

„Wohin, Herr?“ fragte der Postillon, indem er sich im Sattel umdrehete.

„Nach Italien!“ antwortete der Herr Rodins, ohne diesmal einen Seufzer unterdrücken zu können, welcher so tief und schmerzlich war, daß er Schluchzen glich.

. . . .

Als der Wagen im Galopp fortrasselte, verbeugte sich Rodin tief, worauf er in das kalte kahle große Zimmer zurückkehrte.

Die Haltung, der Gesichtsausdruck und der Gang dieses Mannes schienen sich plötzlich zu verändern.

Er schien größer geworden zu sein; er war nicht mehr ein Automat, der mechanisch in demüthigem Gehorsam handelt; seine bis dahin starren Züge, sein bis jetzt fortwährend verschleiertes Auge belebten sich plötzlich und verriethen eine teuflische Schlauheit; ein höhnisches Lächeln zog seine dünnen, bleichen Lippen zusammen und eine böswillige Freude heiterte das leichenhafte Gesicht auf.

Er blieb auch vor dem großen Erdglobus stehen und betrachtete ihn, wie ihn sein Herr betrachtet hatte. Dann bückte er sich auf den Globus, umfaßte ihn gleichsam mit den Armen, nachdem er sein Schlangenauge eine Zeitlang hatte darauf ruhen lassen, strich mit seinem höckerigen Finger über die glatte Fläche der Kugel und klopfte mit dem platten schmutzigen Nagel nacheinander auf drei Punkte, bei denen man rothe Kreuzchen sah.

Während er so eine der in so verschiedenen Ländern gelegenen Städte bezeichnete, nannte er sie laut mit höhnischem Lachen:

Leipzig . .

Charlestown . .

Batavia . .

Dann setzte er hinzu:

„In jeder dieser drei Städte, die von einander so entfernt sind, leben Personen, die es nicht ahnen, daß man von hier, von dieser engen dunkeln Straße, von

diesem Zimmer aus sie beobachtet, daß man allen ihren Bewegungen folgt, daß man alle ihre Handlungen kennt und daß von hier aus neue Instructionen abgehen werden, die sie betreffen und die unerbittlich werden ausgeführt werden; denn es handelt sich um ein Interesse, das von gewaltigem Einflusse auf Europa . . auf die Welt sein kann . . . Zum Glück haben wir Freunde in Leipzig, in Charlestown und in Batavia.“

Dieser kleine, alte, schmutzige, schlechtgekleidete Mann mit dem leichenhaften Gesichte, welcher gleichsam über diese Erdkugel hingekrochen war, sah noch entsetzlicher aus als sein Herr, als dieser gebieterisch, mit stolzem Blicke die Hand auf die Erdkugel gelegt hatte, die er durch Stolz und Kühnheit beherrschen zu wollen schien. Der Eine glich dem Adler, der über seiner Beute schwebt, — der Andere der Schlange, die ihr Opfer mit ihren unentwirrbaren Ringeln umschlingt.

Nach einigen Augenblicken trat Rodin an sein Schreibpult, rieb sich lebhaft die Hände und schrieb dann in eigenthümlicher, seinem Herrn unbekannter, Geheimschrift nachstehenden Brief.

Paris, Vormittag 3/4 10 Uhr.

„Er ist abgereist, aber er hat gezögert!

„Als er den Brief empfing, berief ihn

„seine sterbende Mutter; er konnte sie viel„leicht, so sagte man, durch seine Gegenwart „retten... Er rief deshalb auch aus: nicht „zu meiner Mutter zu gehen.. wäre Mutter„mord.

„Gleichwohl **ist** er gereiset, .. aber er „hat **gezögert**.

„Ich beobachte ihn immer.

„Diese Zeilen werden mit ihm zugleich in „**Rom** ankommen..

„N. S. Sagen Sie dem Fürsten-Cardinal, „er könne auf mich rechnen, aber er möge auch „mich thätig unterstützen."

Nachdem Rodin diesen Brief zusammengelegt und gesiegelt hatte, steckte er ihn in die Tasche.

Es schlug zehn Uhr.

Es war die Frühstückszeit Rodins.

Er nahm seine Papiere zusammen und legte sie in ein Schubfach, das er verschloß. Den Schlüssel steckte er ein. Dann rieb er mit dem Ellenbogen seinen alten schmierigen Hut ab, nahm einen geflickten Regenschirm und ging fort*).

---

*) Nachdem wir die vortrefflichen und muthigen Briefe Libri's und das merkwürdige bei Paulin erschienene Werk angeführt haben, erfordert es die Pflicht, auch die so zahlreichen kühnen

. . . .

Während diese beiden Männer in diesem versteckt gelegenen Zimmer das Complott anzettelten, das die sieben Nachkommen einer sonst verbannten Familie umgarnen sollte, gedachte ein seltsamer, geheimnißvoller Vertheidiger diese Familie, welche auch die seinige war, zu beschützen.

---

und gewissenhaften Arbeiten über die Gesellschaft Jesu zu erwähnen, die neuerdings von Dupin dem Aeltern, von Michelet, Ed. Quinet, Genin, dem Grafen Saint-Priest herausgegeben worden sind, Werke von hoher und unparteiischer Intelligenz, in denen die verderblichen Theorien dieses Ordens so bewundernswürdig dargelegt und gezüchtigt worden sind. Wir würden uns glücklich schätzen, wenn wir zu dem mächtigen und hoffentlich dauerhaften Damme, welchen jene Männer von edelem Herzen und hohem Geiste gegen eine unreine und immer drohende Flut aufgebaut haben, auch einen Stein herbeitragen könnten.

E. S.

Siebzehntes Kapitel.

Epilog.

Der ewige Jude.

Es ist eine wilde, rauhe Gegend, — ein hoher Berg voll ungeheurer Sandsteinblöcke, zwischen denen hier und da Birken und Eichen mit bereits herbstlich gelben Blättern hervorragen. Diese großen Bäume zeichnen sich an dem rothen Scheine ab, den die Sonne am westlichen Himmel zurückgelassen hat und der dem Widerschein einer Feuersbrunst gleicht.

Von dieser Höhe schaut das Auge in ein tiefes, schattiges, fruchtbares Thal hinab, das der Nebel des Abends mit einem leichten Dunste halb verschleiert. Die fetten Wiesen, die Gruppen blätterreicher Bäume und die abgeernteten Felder verschwimmen in eine dunkele gleichförmige Farbe, die von der bläulichen Klarheit des Himmels abſticht.

Hier und da strecken Thürme von grauem Stein oder Schiefer ihre Spitzen aus der Tiefe des Thales empor, . .

denn es liegen in ihm mehrere Dörfer an einer langen Straße, die von Norden nach Westen zieht.

Es ist die Stunde der Ruhe, die Stunde, in welcher gewöhnlich das Fenster jeder Hütte von dem lustigen Flackern des Feuers auf dem Herde erleuchtet wird und weithin durch den Schatten der Bäume blinkt, während Rauchwolken aus den Schornsteinen aufwirbeln und langsam nach dem Himmel emporsteigen.

Seltsam! Man könnte meinen, jeder Herd sei hier kalt und verödet.

Aber noch seltsamer, noch schauerlicher ist, daß von allen Thürmen Grabgeläute hallt.

Die Geschäftigkeit, die Bewegung, das Leben scheinen ausschließlich in diesem düstern Geläute zu liegen, das weithin schallt.

Doch . . da erscheinen in diesen noch eben dunkeln Dörfern allmälig Lichter.

Diese Helle kommt aber nicht von dem lustigen Flakkern des Feuers auf dem ländlichen Herde . . Sie ist röthlich wie die Feuer der Hirten, die man Abends durch den Nebel hindurch erblickt . .

Und die Lichter bleiben nicht an einer Stelle . . sie

bewegen sich langsam nach dem Friedhofe an jeder Kirche hin.

Da wird das Grabgeläute stärker; die Luft zittert unter den raschen Schlägen der Glocken und in seltenen Absätzen dringen Grabgesänge schwach bis zum Gipfel des Berges hinauf.

Warum so viele Leichenbegängnisse?

Welches Thal der Trauer ist dies, wo statt der friedlichen Gesänge, die auf die harte Tagesarbeit folgen, Grabgesänge erschallen? wo die Ruhe des Abends die ewige Ruhe ersetzt?

Welches Thal der Trauer ist dies, wo jedes Dorf so viele Todte auf einmal beweint, und sie zu einer Stunde, in einer Nacht begräbt?

Ach! der Tod kommt so schnell und rafft so viele Opfer dahin, daß man die Leichen kaum zu beerdigen vermag! Den Tag über fesselt eine harte unabweisliche Arbeit die Ueberlebenden an die Erde, und nur Abends, wann sie heimkehren von den Feldern, ermattet und erschöpft, können sie die andern Furchen graben, in denen ihre Brüder dicht gedrängt liegen sollen wie Saatkörner auf dem Felde.

Und nicht blos dieses Thal hat so viel Thränen gesehen.

Böse Jahre hindurch haben viele Dörfer, viele Flecken, viele Städte, viele große Länder ihren Herd kalt und verödet gesehen wie dieses Thal; — haben, wie dieses Thal, viele Todte an einem Tage beweint und sie in der Nacht im schauerlichen Scheine der Fakkeln zur Erde bestattet . ., denn in diesen bösen Jahren wanderte eine schreckliche Pilgerin langsam über die Erde von einem Pol zum andern, aus dem fernen Indien und Asien bis zu dem Eise Sibiriens, und von dem Eise Sibiriens bis zu den Küsten des französischen Oceans . .

Diese gleich dem Tode geheimnißvolle, gleich dem Schicksale unerbittliche, gleich der Hand Gottes schreckliche Pilgerin — war . .

Die Cholera!

. . . .

Das Glockengeläute und die Grabgesänge klangen noch immer aus dem Thale herauf zu dem Gipfel des Berges gleich einer gewaltigen klagenden Stimme.

Der Schein der Todtenfackeln schimmerte noch immer in der Ferne durch den Abendnebel. Die Dämmerung

dauerte fort, — jene seltsame Zeit, welche den schärfsten Umrissen ein undeutliches, phantastisches Aussehen giebt.

Aber der steinigte Boden des Berges hallte wieder unter langsamen, gleichförmigen, festen Tritten. Zwischen den großen schwarzen Baumstämmen hindurch — schritt ein Mann.

Er war hochgewachsen und trug den Kopf auf die Brust gesenkt. Sein Gesicht war edel, mild und traurig. Seine in einander fließenden Augenbrauen zogen sich von einer Schläfe zur andern und bildeten gleichsam einen unheimlichen Streifen über seine Stirn hin.

Dieser Mann schien das ferne Läuten so vieler Trauerglocken nicht zu hören . . . und doch hatten vor zwei Tagen Ruhe, Glück, Gesundheit und Freude in diesen Dörfern gewaltet, durch die er langsam geschritten war und die er nun verödet und voll Trauer hinter sich ließ.

Der Wanderer setzte seinen Weg fort, mit seinen Gedanken beschäftiget.

„— Der 13. Februar naht" — dachte er — „sie „nahen . . jene Tage, in denen die Nachkommen meiner

„geliebten Schwester, die letzten Sprößlinge unserer „Familie, in Paris zusammenkommen sollen . .

„Ach! Zum dritten Male seit hundert und funfzig „Jahren ist diese Familie, der ich voll Liebe von einem „Menschenalter zum andern, achtzehnhundert Jahre hin„durch, bei ihren Wanderungen, Verbannungen und „Glaubens-, Glücks- und Namenswechseln gefolgt bin, „über die ganze Erde verstreut worden . .

„Welche Größe, welche Erniedrigung, welches Dun„kel, welchen Glanz, welches Elend, welchen Ruhm hat „diese Familie, die Familie meiner Schwester, der „Schwester eines Handwerkers*), erfahren!

„Mit wie vielen Verbrechen ist sie befleckt, . . durch „wie viele Tugenden geehrt!

„Die Geschichte dieser einzigen Familie ist die Ge„schichte der ganzen Menschheit.

---

*) Man weiß, daß nach der Sage der ewige Jude ein armer Schuhmacher in Jerusalem war. Als Jesus mit dem Kreuze an das Haus des Handwerkers kam und einen Augenblick auf der Steinbank an der Thüre ausruhen wollte, stieß ihn der Jude fort und sprach hart zu ihm: Fort! fort! — „Du sollst wandern bis an das Ende der Tage," antwortete ihm Jesus in strengem, traurigem Tone.

„Das Blut meiner Schwester ist seit so vielen Ge-
„nerationen durch die Adern des Armen und des Rei-
„chen, des Fürsten und des Räubers, des Weisen und
„des Thoren, des Feigen und des Muthigen, des Hei-
„ligen und des Ungläubigen gegangen und hat sich bis
„auf diesen Tag erhalten.

„Und was ist von dieser Familie heute noch übrig?

„Sieben Nachkommen!

„Zwei verwaisete Töchter einer verbannten Mutter
„und eines verbannten Vaters.

„Ein entthronter Fürst.

„Ein armer Priester und Missionair.

„Ein Mann aus dem Mittelstande.

„Ein Mädchen mit vornehmem Namen und großem
„Vermögen und

„Ein Handwerker.

„Und in ihnen liegen die Tugenden, der Muth, die
„Entwürdigung, der Glanz und das Elend unseres Ge-
„schlechts.

„Das Schicksal hat sie nach Sibirien, nach Indien,
nach Amerika und Frankreich zerstreut.

„Das Gefühl warnt mich, wenn einer der Meini-

„gen in Gefahr ist, und ich wandere dann von Norden „nach Süden, von Osten nach Westen zu ihm . . Gestern unter dem Eise des Pols, heute unter einer gemäßigten Zone, . . morgen unter der Glut der Tropen; aber in dem Augenblicke, wo meine Gegenwart „sie retten könnte, treibt leider! oft die unsichtbare Hand „mich weiter, reißt der Wirbel mich fort und

— „Fort! . . Fort!

„Wenn ich nur wenigstens meine Aufgabe erfüllte!

— „Fort!

„Nur eine Stunde! Nur eine Stunde Ruhe! . .

— „Fort!

„Ach, ich lasse die, welche ich liebe, am Rande des „Abgrundes zurück!

— „Fort! — Fort!

„Das ist meine Strafe. — Wenn sie groß ist . . so „war mein Verbrechen noch größer.

„Ich war als Handwerker den Entbehrungen, der „Noth verfallen, . . und das Unglück hatte mich schlecht „gemacht.

„O verflucht, verflucht sei der Tag, an welchem „Christus an meiner Thüre erschien, während ich finster,

„das Herz voll Haß und Verzweiflung, arbeitete, denn „trotz meiner eifrigen Arbeit litten die Meinigen Noth.

„Von Schmähreden verfolgt und geschlagen, schleppte „er ein schweres Kreuz mit Anstrengung dahin und bat „mich, einen Augenblick auf meiner Steinbank an der „Thüre ausruhen zu dürfen . . Der Schweiß rann ihm „von der Stirn, seine Füße bluteten, er konnte sich vor „Ermattung kaum noch aufrecht halten und sprach mit „herzergreifender Milde zu mir: ich leide!

— „Ich leide auch — antwortete ich ihm, indem ich „ihn zornig und hartherzig fortstieß, — ich leide auch „und Niemand steht mir bei . . Wer unbarmherzig „behandelt wird — wird selbst erbarmungslos . . Fort! „. . fort!

„Da seufzete er schmerzlich und sprach zu mir:

„Und Du sollst wandern, bis ich wie„derkomme, so will es der Herr im Himmel.

„Und meine Strafe begann.

„Zu spät öffnete ich meine Augen dem Lichte, . . zu „spät lernte ich die Reue kennen, . . zu spät die Liebe, . . „zu spät begriff ich die göttlichen Worte dessen, den ich

„beleidigt habe, jene Worte, welche das Gesetz der gan-
„zen Menschheit sein sollten:

Liebet Euch unter einander.

„Vergebens habe ich seit Jahrhunderten, um Vergebung zu verdienen, Kraft und Beredtsamkeit aus diesen himmlischen Worten geschöpft und viele Herzen, die voll Zorn und Neid waren, mit Mitleiden und Liebe erfüllt; vergebens habe ich viele Gemüther mit dem heiligen Abscheu vor der Bedrückung und der Ungerechtigkeit entflammt.

„Der Tag der Gnade ist noch nicht gekommen.

„Und wie der erste Mensch durch seinen Fall seine Nachkommen dem Unglück weihete, so könnte man sagen, ich, der Handwerker, habe die Handwerker in ewige Schmerzen gestürzt und sie müßten für mein Verbrechen büßen, denn seit achtzehn Jahrhunderten sind sie noch nicht von der Knechtschaft erlöset.

„Seit achtzehn Jahrhunderten sagen die Mächtigen und Glücklichen zu dem Volke der Arbeiter, was ich zu dem bittenden und leidenden Christus sagte:

— „Fort! Fort!

„Und das Volk, das gleich ihm vor Mattigkeit zu-

„sammenbricht, das gleich ihm ein schweres Kreuz trägt,
„sagt wie er mit bitterer Traurigkeit:

— „Ach, aus Erbarmen . . nur einige Augenblicke
„Ruhe . . wir sind erschöpft.

— „Fort!

— „Was aber soll, wenn wir der Noth erliegen,
„aus unsern kleinen Kindern und aus unsern alten Müt-
„tern werden?

— „Fort! Fort!

„Und seit Jahrunderten wandern wir, sie und ich,
„und leiden wir, ohne daß eine mitleidige Stimme uns
„zuruft: genug!

„Ach! das ist meine Strafe! Sie ist groß . . sie ist
„eine doppelte.

„Ich leide im Namen der Menschheit, indem ich
„ganze Volksmassen in Noth und ohne Unterlaß undank-
„baren und beschwerlichen Arbeiten ausgesetzt sehe.

„Ich leide im Namen der Familie, da ich, der arme
„Wanderer, den Meinigen, den Nachkommen einer ge-
„liebten Schwester, nicht immer zu Hilfe kommen kann.

„Aber wenn der Schmerz über meine Kräfte geht,
„wenn ich eine Gefahr der Meinigen ahne, aus der ich

„sie nicht befreien kann, sucht auf der Wanderung durch „die Welt mein Gedanke jenes Weib zu finden, die gleich „mir verflucht ist, .. jene Königstochter*), die gleich „mir, dem Handwerkersohne, wandert und wandert und „wandern wird bis zum jüngsten Tage.

„Einmal in einem Jahrhunderte, wie zwei Planeten „in ihrer hundertjährigen Umlaufszeit einander sich nä- „hern, kann ich in der heiligen Leidenswoche dieser Frau „begegnen.

„Und nach diesem Wiedersehen voll schrecklicher Erin- „nerungen und unermeßlicher Schmerzen setzen wir Wan- „derer der Ewigkeit unsern endlosen Lauf fort.

„Und diese Frau, die einzige, welche gleich mir auf „der Erde dem Ende jedes Jahrhunderts beiwohnt und „spricht: nochmals! diese Frau antwortet von einem „Ende der Welt zu dem andern hinüber meinen Ge- „danken.

„Sie, die allein in der Welt mein schreckliches Schick-

---

*) Nach einer sehr wenig bekannten Sage, welche wir dem schätzbaren Wohlwollen Maurys, des gelehrten Unterbibliothekars des Instituts, verdanken, wurde Herodias verurtheilt, bis zum jüngsten Tage umherzuwandern, weil sie den Tod Johannis des Täufers gefordert hatte.

„sal theilt, wollte auch das einzige Interesse theilen, das „mich in den Jahrhunderten getröstet hat . . Auch sie „liebt die Nachkommen meiner geliebten Schwester, . . „auch sie schützt sie, auch sie wandert und kommt ihret= „wegen von Osten nach Westen, von Norden nach „Süden.

„Aber ach, die unsichtbare Hand treibt auch sie, der „Wirbel reißt auch sie fort und . .

— „Fort!

„Wenn ich nur wenigstens meine Aufgabe erfüllte!

— „Fort!

„Eine Stunde . . nur eine Stunde Ruhe!

— „Fort!

„Ich lasse die, welche ich liebe, am Rande des Un= „glücks zurück.

— „Fort! — fort!"

. . . .

Während dieser Mann so auf dem Berge, in seine Gedanken versunken, dahinschritt, hatte der bis dahin leichte Abendwind sich verstärkt, er wurde heftiger und heftiger; schon zuckten Blitze durch die Wolken, schon

verkündete ein dumpfes langgedehntes Brausen die Annäherung eines Gewitters.

Plötzlich erbebte dieser verfluchte Mann, der nicht mehr weinen, nicht mehr lächeln kann.

Kein körperlicher Schmerz konnte ihn treffen . . und doch legte er rasch die Hand auf das Herz, als fühlte er da ein tiefes Weh.

„Ach!" rief er aus, „ich fühle es . . In dieser Stunde leiden mehrere der Meinigen, die Nachkommen meiner geliebten Schwester und schweben in großer Gefahr, . . einige tief in Indien, . . andere in Amerika, . . andere hier, in Deutschland . . Der Kampf beginnt von neuem, . . schändliche Leidenschaften sind wiederum angefacht. O Du, die Du mich hörst, die Du gleich mir umherirrst und verflucht bist, Herodias, hilf mir sie schützen! Möge meine Bitte zu Dir gelangen in die Einöden Amerikas, wo Du jetzt bist! O daß wir zu rechter Zeit ankommen könnten!"

Und es geschah etwas Außerordentliches.

Es war Nacht geworden.

Der Mann machte eine Bewegung, um eilig umzu-

kehren, . . aber eine unsichtbare Macht hinderte ihn daran und trieb ihn in entgegengesetzter Richtung fort.

Der Sturm brach in diesem Augenblicke in seiner ganzen schrecklichen Majestät los.

Einer der Wirbel, welcher die Baumwurzeln und die Felsen erschütterte, sausete ungestüm und mit Donnergedröhn über den Berg hin.

Mitten im Brüllen des Sturmes und im Leuchten der Blitze sah man den Mann mit der schwarzgezeichneten Stirn mit großen Schritten zwischen den Felsenblöcken und den Bäumen, die sich vor dem Winde beugten, an der Seite des Berges hinuntergehen.

Sein Gang war nicht mehr langsam, fest und ruhig, sondern ängstlich rasch und sogleich wie der eines Wesens, das eine unwiderstehliche Gewalt gegen seinen Willen fortreißt, oder das ein entsetzlicher Orkan in seinem Wirbel mit fortführt.

Vergebens streckte der Mann die Hände flehentlich zum Himmel empor, — er verschwand bald in dem Dunkel der Nacht und in dem Toben des Wetters.

Die Würger *).

Erstes Kapitel.

Die Ajupa.

Während Rodin von der Straße Milieu des Ursins in Paris Briefe nach allen Weltgegenden abschickte, während die Töchter des Generals Simon, nachdem sie aus dem Gasthofe zum „weißen Falken" in Möckern entflohen waren, nebst Dagobert in Leipzig in Haft gehalten wurden, geschahen andere für diese verschiedenen Personen wichtige Ereignisse, gleichsam parallel und gleichzeitig, am Ende der Welt, tief in Asien, auf der Insel Java, unfern der Stadt Batavia, in welcher Josua van Daël, einer der Correspondenten Rodins, wohnte.

Java! Du herrliches und grauenhaftes Land, wo die bewundernswürdigsten Blumen häßliche Schlangen bergen, wo die lockendsten Früchte tödtliches Gift enthal-

*) Phansigars oder Würger. Später werden wir ausführlicher von dieser seltsamen Verbindung sprechen, die sich den „Bund des guten Werkes" nennt.

ten, wo prächtige Bäume wachsen, deren Schatten tödtet; wo der Vampyr, die riesenhafte Fledermaus, das Blut aus den Opfern saugt, deren Schlaf er durch würzige Kühlung verlängert, denn der beweglichste Fächer ist nicht rascher als das Schwingen der großen von Moschus duftenden Flügel dieses Ungethüms.

Der Monat October **1831** ist beinahe zu Ende.

Es ist Mittag, jene Stunde, die denjenigen fast tödtlich wird, welche der glühenden Sonne sich aussetzen, die den dunkelblauen Himmel mit heißem blendenden Lichte überströmt. Eine Ajupa, ein Ruhehäuschen von Binsenmatten, die an den dicken, tief in die Erde geschlagenen Bambusstäben ausgespannt sind, steht in dem bläulichen Schatten einiger Bäume mit glänzend grünen Blättern. Diese Bäume von seltsamen Formen sind theils in Arcaden abgerundet, theils wölben sie sich wie Sonnenschirme, alle aber sind so blätterreich, so dicht, so in einander verwachsen und verflochten, daß der Regen durch das Dach, welches sie bilden, nicht durchzudringen vermag.

Der trotz wahrhafter Höllenglut fortwährend sumpfige Boden verschwindet unter einem unentwirrbaren Gemisch von Lianen, Farnkräutern und buschigen Binsen von unglaublicher Frische und kräftigem Wuchse, die fast bis an das Dach der Ajupa hinaufreichen, die darin versteckt ist wie ein Nest im Grase.

Es kann nichts Erstickenderes geben als diese mit feuchten Ausdünstungen schwer beladene und mit den stärksten und schärfsten Gerüchen geschwängerte Luft; denn der Zimmt- und Ingberbaum, die Stephanotis und die Gardenia, die unter jenen Bäumen und Lianen mit wachsen, athmen gleichsam ihr starkes Arom aus.

Die Ajupa hat ein Dach von großen Bananenblättern. An dem einen Ende befindet sich eine vierseitige Oeffnung, die als Fenster dient und sehr fein mit Pflanzenfasern vergittert ist, damit die Schlangen und giftigen Insecten nicht hineinschlüpfen können.

Aus dem Dickicht ragt ein ungeheurer abgestorbener Baumstamm empor, der zwar noch steht, aber sich stark geneigt hat und dessen Gipfel das Dach der Ajupa berührt. Aus jeder Ritze der schwarzen runzeligen, moosbewachsenen Rinde ist eine seltsame, fast phantastische Blume herausgewachsen. Der Flügel eines Schmetterlings ist nicht zarter geädert, nicht glänzender purpurroth gefärbt, nicht sammetartiger schwarz. Die unbekannten Vögel, welche man im Traume sieht, haben keine so seltsamen Formen als diese Orchys, die geflügelten Blumen, welche aussehen, als wollten sie von ihren dünnen blätterlosen Stengeln davonfliegen. Lange biegsame nnd runde Cactus, die man für Schlangen ansehen könnte, schlingen sich ebenfalls um den Baumstamm, hängen an ihm ihre grünen Ranken mit großen silberweißen, innen

hellorange gefärbten Blüten auf, welche einen starken Vanillegeruch verbreiten.

Eine ziegelrothe kleine Schlange, so dick wie eine starke Federspuhle und fünf bis sechs Zoll lang, streckt den platten Kopf zur Hälfte aus einem dieser ungeheuern duftigen Blumenkelche hervor, in dem sie zusammengeringelt liegt.

In der Ajupa liegt auf einer Matte ein junger Mann in tiefem Schlafe.

Nach seiner goldgelben, fast durchscheinenden Gesichtsfarbe könnte man ihn für ein Bild von blassem Kupfer halten, auf dem ein Sonnenstrahl spielt. Seine Lage ist einfach und anmuthig; sein zusammengelegter rechter Arm stützt den etwas nach der Seite gewendeten Kopf; sein weites weißes Muslingewand mit hängenden Aermeln läßt die eines Antinous würdige Brust und die Arme sehen; der Marmor ist nicht fester und nicht glätter als seine Haut, deren Goldfarbe lebhaft von dem weißen Gewande absticht. An der breiten hochgewölbten Brust sieht man eine tiefe Narbe .. Er empfing diese Narbe, als er das Leben des Generals Simon, des Vaters Rosa's und Bianca's, vertheidigte.

Am Halse trägt er eine kleine Medaille, gleich der, welche die beiden Schwestern führen.

Dieser Hindu ist Dschalma.

Seine Züge sind zugleich edel und reizend schön; sein

blauschwarzes, auf der Stirn gescheiteltes Haar fällt reich, aber nicht gelockt, auf die Schultern; die scharf und fein gezeichneten Brauen sind eben so dunkelschwarz wie die langen Wimpern, die ihren Schatten auf die bartlosen Wangen werfen; über seine leicht geöffneten lebhaft rothen Lippen dringt der Athem gepreßt; sein Schlaf ist schwer und unruhig, denn die Hitze wird von Minute zu Minute erstickender.

Draußen herrscht tiefe Stille und man bemerkt nicht den leichtesten Lufthauch. Gleichwohl beginnen nach einigen Minuten die gewaltigen Farnkräuter, die den Boden bedecken, sich zu bewegen, wenn auch kaum bemerklich, als wenn ein langsam kriechender Körper unten die Stengel leise berührte.

Bisweilen hört diese schwache Bewegung plötzlich auf und Alles wird wieder völlig still und ruhig.

Nach mehrmaligem Wechsel zwischen leisem Geräusch und tiefer Stille erschien ein menschlicher Kopf in den Binsen in einiger Entfernung von dem Stamme des abgestorbenen Baumes.

Dieser Mann mit unheimlichem Gesicht hatte eine grünliche Bronzefarbe, langes schwarzes, um den Kopf herum geflochtenes Haar, wild funkelnde Augen und einen Ausdruck von Schlauheit. Er hielt den Athem an sich, blieb einen Augenblick unbeweglich und kroch dann auf den Händen und Knien weiter, wobei er die Blätter

so behutsam bei Seite schob, daß man nicht das leiseste Geräusch vernahm. So erreichte er langsam und vorsichtig den geneigten abgestorbenen Baum, dessen Gipfel das Dach der Ajupa fast berührte.

Dieser Mann, der ein Malaie von Geburt war und der Secte der Würger angehörte, trat, nachdem er nochmals gelauscht hatte, fast ganz aus dem Gebüsch heraus. Er war völlig nackt bis auf eine Art kurzer Beinkleider von weißem Baumwollenzeuge, die durch einen bunten Gürtel um die Taille festgehalten wurden. Seine bronzefarbigen, gefügigen und kräftigen Glieder waren dick mit Oel bestrichen.

Er dehnte sich an dem ungeheuern Baumstamme der Hütte gegenüber aus, war so durch den lianenumschlungenen Baum gedeckt und fing an, an demselben vorsichtig und geduldig emporzuklettern oder vielmehr zu kriechen. In der wellenförmigen Bewegung seines Rückgrates, in der Schmiegsamkeit seiner Bewegungen, in der verhaltenen Kraft, die furchtbar sein mußte, sobald sie losgelassen wurde, lag etwas von dem schleichenden tückischen Gange des Tigers, der auf seine Beute lauert.

Nachdem er, völlig unbemerkt, den abschüssigen Theil des Baumes erreicht hatte, welcher das Dach der Hütte fast berührte, war er von dem kleinen Fenster nur noch etwa einen Fuß weit entfernt. Da streckte er vorsichtig

den Kopf vor und blickte in die Hütte hinein, um zu ermitteln, wie er wohl hineingelange.

Bei dem Anblicke des festschlafenden Dschalma verdoppelte sich der Glanz der funkelnden Augen des Würgers; ein Zucken oder vielmehr ein stummes, grauenhaftes Lächeln zog seine beiden Mundwinkel nach den Bakkenknochen hinauf und enthüllte zwei Reihen sägeartig gefeilter glänzendschwarz gefärbter Zähne.

Dschalma hatte eine solche Lage und so dicht an der sich nach innen zu öffnenden Thüre, daß er augenblicklich hätte erwachen müssen, weun man sie ein wenig zu öffnen versucht hätte.

Der Würger, dessen Körper immer hinter dem Baume versteckt war und der das Innere der Hütte noch genauer prüfen wollte, beugte sich noch mehr und stemmte, um einen Stützpunkt zu erhalten, die Hand leicht auf den Rand der Oeffnung, die als Fenster diente. Diese Bewegung erschütterte die große Cactusblüte, in welcher die kleine Schlange lag, sie fuhr heraus und rollte sich blitzschnell um das Handgelenk des Würgers.

Der Mann stieß aus Schmerz oder aus Schreck einen leichten Schrei aus, und als er sich rasch an dem Baume zurückzog, bemerkte er, daß Dschalma eine Bewegung gemacht hatte.

Der junge Hindu blieb zwar in seiner nachlässigen Lage, schlug aber die Augen halb auf und wendete das

Gesicht nach dem kleinen Fenster hin. Ein tiefes Aufathmen hob seine Brust, denn die Hitze unter der dichten Wölbung feuchten Grünes war unerträglich.

Kaum hatte Dschalma sich geregt, als augenblicklich hinter dem Baume der kurze helle, scharfe Ton erschallte, den der Paradiesvogel ausstößt, wenn er auffliegt, und der jenem des Fasans fast gleicht.

Dieser Schrei wiederholte sich bald, aber schwächer, als wenn der glänzende Vogel sich entfernt hätte. Dschalma, der nun die Ursache des Geräusches zu kennen glaubte, das ihn einen Augenblick geweckt hatte, streckte leicht den Arm aus, auf welchem sein Kopf ruhete, und schlief wieder ein, fast ohne seine Lage zu ändern.

Einige Minuten lang herrschte wiederum die tiefste Stille in dieser Einöde . . Alles blieb unbeweglich.

Der Würger hatte durch die geschickte Nachahmung des Geschreis eines Vogels den unvorsichtigen Schmerzensruf wieder gut gemacht, den ihm der Biß der Schlange ausgepreßt.

Als er glaubte, daß Dschalma wieder eingeschlafen sei, streckte er den Kopf von neuem vor und er sah wirklich, daß der junge Hindu wiederum schlief.

Da stieg er eben so vorsichtig von dem Baume herab, obgleich ihm die Hand von dem Schlangenbisse dick geschwollen war, und verschwand in den Binsen.

In diesem Augenblicke ließ sich in der Ferne ein eintöniger und melancholischer Gesang hören.

Der Würger richtete sich auf, horchte aufmerksam, und in seinen Zügen zeigte sich Ueberraschung und Wuth.

Der Gesang kam der Hütte näher und näher.

Nach einigen Secunden schritt ein Hindu über eine baumfreie Stelle nach dem Orte zu, wo der Würger sich versteckt hielt.

Dieser nahm einen langen und dünnen Strick, den er um die Hüften geschlungen und der an dem einen Ende eine Bleikugel von der Gestalt und Größe eines Eies hatte. Nachdem er das andere Ende der Schnur an seine rechte Hand befestiget, horchte der Würger von neuem und kroch unter dem hohen Grase dem Hindu entgegen, der langsam herankam, ohne seinen sanft klagenden Gesang zu unterbrechen.

Er war ein junger Mann von kaum zwanzig Jahren, der Sclave Dschalmas. Sein Gesicht hatte eine Bronzefarbe; ein bunter Gürtel hielt sein blaues baumwollenes Gewand zusammen; auf dem Kopfe trug er einen kleinen rothen Turban und in den Ohren wie an den Handgelenken silberne Ringe.

Er brachte eine Botschaft an seinen Herrn, der während der großen Hitze in der Ajupa ruhete, ziemlich fern von dem Hause, das er bewohnte.

An der Stelle, wo der Pfad sich theilte, schlug der Sclave, ohne zu zögern, den Weg ein, welcher zu der Hütte führte, von der er kaum noch vierzig Schritte entfernt war.

Einer der großen Schmetterlinge von Java, deren ausgebreitete Flügel sechs bis acht Zoll lang sind und zwei verticale goldene Streifen auf Ultramaringrund zeigen, flatterte von Blatt zu Blatt und ließ sich endlich auf einem Büschel duftender Gardenias dicht an dem jungen Hindu nieder.

Da unterbrach er seinen Gesang, blieb stehen, setzte vorsichtig den Fuß vor, streckte die Hand aus und faßte den Schmetterling.

Plötzlich sah der Sclave die unheimliche Gestalt des Würgers sich vor ihm emporrichten, er hörte ein Pfeifen wie von einer Schleuder und fühlte eine eben so rasch als kraftvoll geworfene Schnur dreimal sich um seinen Hals schlingen, während fast gleichzeitig die Bleikugel am Ende ihn gewaltig hinten an den Kopf schlug.

Dieser Angriff geschah so plötzlich und so unerwartet, daß der Diener Dschalmas keinen Schrei ausstoßen, keinen Laut von sich geben konnte.

Der Würger warf ihn vollends nieder und schnürte die Schnur so fest zusammen, daß das Blut aus der Haut spritzte . . Das Opfer machte noch einige zuckende Bewegungen, dann war Alles vorüber.

Während dieses kurzen, aber schrecklichen Todeskampfes kniete der Mörder vor seinem Opfer, beobachtete alle Zuckungen, heftete seine stieren, glühenden Augen auf den Sterbenden und schien in einem gräßlichen Genusse in Entzücken zu gerathen. Seine Nasenlöcher erweiterten sich, die Adern an seinem Halse und seinen Schläfen schwollen auf, und jenes schauerliche Lachen, das bei dem Anblicke des schlafenden Dschalma seine Lippen verzerrt hatte, zeigte auch jetzt die schwarzen spitzen Zähne, die ein Zittern der Kinnbacken an einander klappern ließ.

Bald aber kreuzte er die Arme auf der keuchenden Brust übereinander, senkte das Haupt und murmelte geheimnißvolle Worte, die einer Beschwörung oder einem Gebete glichen. Dann versank er von neuem in die schauerliche Betrachtung, zu welcher ihn der Anblick des Leichnams veranlaßte.

Die Hyäne und die Tigerkatze, die sich vor der Beute, die sie überrascht oder erjagt haben, niederkauern, bevor sie dieselbe verzehren, haben keinen blutdürstigern Blick, als dieser Mann hatte.

Bald indeß erinnerte er sich, daß seine Aufgabe noch nicht gelöset sei; er riß sich widerstrebend von dem Anblicke der Leiche los, wickelte seine Schnur von dem Halse des Opfers ab, schlang sie wieder um seinen Leib, zog den Leichnam von dem Wege fort und versteckte ihn, ohne

ihm die silbernen Spangen abzunehmen, unter einem dichten Binsengebüsch.

Dann kroch der Würger wiederum auf dem Bauche und den Knien weiter und gelangte an die Hütte Dschalmas.

Nachdem er aufmerksam gehorcht hatte, zog er aus seinem Gürtel ein Messer, dessen spitze scharfe Klinge von einem Bananenblatte umwickelt war, und machte in die Matte, welche die Wand der Hütte bildete, einen drei Fuß langen Schnitt — so geschickt, so schnell und mit so scharfer Klinge, daß ein leichtes Kritzeln des Diamanten auf dem Glase geräuschvoller gewesen sein würde.

Als er durch diese Oeffnung, durch welche er hindurchschlüpfen wollte, Dschalma noch immer in tiefem Schlafe liegen sah, wagte sich der Würger in die Hütte hinein.

Zweites Kapitel.

Die Tättowirung.

Der Himmel, welcher bis dahin durchsichtig blau gewesen war, wurde allmälig mattfarbiger. Die Sonne verschleierte sich mit einem röthlichen unheimlichen Dunste.

Dieses seltsame Licht gab allen Gegenständen ungewöhnliche Reflexe. Eine Vorstellung davon kann man sich machen, wenn man eine Landschaft durch kupferfarbiges Glas betrachtet.

In jenen Climaten verkündiget diese Erscheinung, in Verbindung mit Verdoppelung der Wärme, stets die Annäherung eines Gewitters.

Es machte sich von Zeit zu Zeit ein schwacher schwefeliger Geruch bemerkbar; . . die durch elektrische Strömungen leicht bewegten Blätter zitterten dann auf ihren Stielen, worauf Alles wieder in tiefe Stille und völlige Unbeweglichkeit versank.

Die Schwere dieser mit scharfen Gerüchen erfüllten Luft wurde fast unerträglich. Auf der Stirn Dschalmas, der noch immer in ermattendem Schlafe lag, standen große Schweißtropfen.

Der Würger glitt wie eine Schlange an den Wänden der Ajupa hin und gelangte kriechend bis an die Matte Dschalmas, an welcher er sich zuerst zusammenkauerte, um so wenig Platz als möglich einzunehmen.

Nun begann eine Scene, die wegen der tiefen Stille und des räthselhaften Wesens grauenhaft war.

Das Leben Dschalmas lag in der Hand des Würgers, der, in sich zusammengesunken, auf die Hände und die Knie gestützt, mit vorgestrecktem Halse und stieren weit aufgerissenen Augen unbeweglich blieb wie ein lauerndes

reißendes Thier. Nur ein leichtes krampfhaftes Zittern der Kinnlade bewegte sein bronzefarbiges Gesicht.

Bald aber verriethen seine häßlichen Züge den gewaltigen Kampf, der in ihm tobte zwischen der Mordlust, die die kürzliche Ermordung des Sclaven noch mehr gereizt hatte, und zwischen dem Befehle, den er erhalten hatte, das Leben Dschalmas zu schonen, obgleich der Grund, der ihn in die Ajupa führte, für den jungen Hindu mehr zu fürchten war, als selbst der Tod.

Zweimal griff der Würger, dessen Auge von Wildheit flammte und der sich nur auf die linke Hand stützte, mit der rechten nach dem Ende seiner Schnur.

Zweimal aber ließ er die Hand wieder sinken, die Mordlust wich vor einem allmächtigen Willen, unter dessen unwiderstehlicher Herrschaft der Malaie stand.

Seine Mordlust mußte bis zum Wahnsinn gestiegen sein, denn bei diesem Zögern verlor er eine kostbare Zeit. Dschalma, dessen Kraft, Gewandtheit und Muth bekannt und gefürchtet waren, konnte jeden Augenblick erwachen, und ob er gleich ohne Waffen war, würde er doch ein schrecklicher Gegner für den Würger gewesen sein.

Endlich fügte dieser sich; er unterdrückte einen tiefen Seufzer des Bedauerns und schickte sich an, seinen Auftrag zu erfüllen.

Dieser Auftrag würde für einen Andern unmöglich gewesen sein.

Dschalma, dessen Gesicht nach der linken Seite hin gewendet war, stützte den Kopf auf seinen zusammengelegten Arm; er mußte erst, ohne daß er erwachte, genöthiget werden, das Gesicht nach der rechten Seite hinzuwenden, d. h. nach der Thüre zu, damit, wenn er halb erwache, nicht gleich sein erster Blick auf den Würger falle, der, um seinen Plan auszuführen, mehrere Minuten in der Hütte bleiben mußte.

Der Himmel verdunkelte sich mehr und mehr.

Die Hitze erreichte den höchsten Grad und Alles trug dazu bei, Dschalma in eine Art Betäubung zu versetzen und die Pläne des Würgers zu begünstigen. Er kniete jetzt neben Dschalma und begann mit der Spitze seiner weichen mit Oel geriebenen Finger die Stirn, die Schläfe und die Augenlider des jungen Hindu zu berühren, aber so außerordentlich leicht, daß es kaum zu fühlen war.

Nachdem diese Art magnetischen Streichens einige Secunden gedauert hatte, quoll der Schweiß reichlicher von der Stirn Dschalmas; er seufzte tief und dann zuckten einige Male die Muskeln seines Gesichts, denn jene Berührungen waren zwar zu leicht, als daß sie ihn hätten erwecken können, sie erregten aber doch ein unbeschreibliches Gefühl von Unbehagen in ihm.

Der Würger, der sein unruhiges glühendes Auge von ihm nicht abwendete, setzte das Streichen so geduldig und so geschickt fort, daß Dschalma, obwohl er noch

immer schlief, dieses unbestimmte, aber peinigende Gefühl nicht länger ertragen konnte und unwillkührlich mit der rechten Hand nach dem Gesichte griff, als hätte er ein lästiges Insect verscheuchen wollen. Aber es fehlte ihm die Kraft; die Hand sank ihm sogleich matt und schwer wieder auf die Brust.

Der Würger, welcher an diesem Zeichen erkannte, daß er dem gewünschten Ziele nahe sei, wiederholte die Berührungen an den Augenlidern, an der Stirn und an den Schläfen mit gleicher Geschicklichkeit.

Da kehrte Dschalma, den die schwere Schläfrigkeit mehr und mehr umfangen und der wahrscheinlich die Kraft oder den Willen nicht mehr hatte, die Hand nach dem Gesichte zu heben, unwillkührlich den Kopf herum, der matt auf die rechte Schulter fiel, und suchte durch diese Veränderung seiner Lage sich dem unangenehmen Gefühle zu entziehen, das ihn peinigte.

Um den Schlaf, den er halb unterbrochen hatte, so tief als möglich zu machen, suchte der Würger den Vampyr nachzuahmen und bewegte wie einen Fächer schnell seine beiden Hände vor dem glühenden Gesichte des jungen Hindu.

Bei diesem Gefühle unerwarteter und in erstickender Hitze so köstlicher Kühle erheiterten sich die Züge Dschalmas; seine Brust dehnte sich aus, seine halbgeöffneten Lippen athmeten diese wohlthätige Luft ein und er sank

in einen Schlaf, der um so fester war, da er vorher gestört worden.

Ein Blitz beleuchtete jetzt mit seinem flammenden Scheine die schattige Wölbung, welche die Ajupa schützte, und der Würger beeilte sich, damit der junge Hindu nicht durch den ersten Donnerschlag geweckt werde.

Dschalma, der auf dem Rücken lag, hatte den Kopf auf seine rechte Achsel gelegt und den linken Arm ausgestreckt; der Würger, welcher an der linken Seite kauerte, hörte allmälig auf, ihm Kühlung zuzufächeln, und zog mit unglaublicher Geschicklichkeit den weiten langen weißen Muslinärmel, welcher den linken Arm Dschalmas verhüllte, bis an den Elnbogen zurück. Dann nahm er aus der Tasche seiner Beinkleider ein kupfernes Kästchen und aus diesem eine außerordentlich feine und scharfe Nadel, so wie ein Stück schwärzlicher Wurzel.

In diese Wurzel stach er mehrmals die Nadel hinein und nach jedem Stiche quoll ein weißer klebriger Saft heraus.

Als der Würger glaubte, daß die Nadel hinlänglich von diesem Safte durchdrungen sei, bückte er sich und blies auf den innern Theil des Armes Dschalmas, um da ein neues Gefühl von Frische zu erregen, dann machte er mit seiner Nadel fast unbemerklich auf der Haut des schlafenden jungen Mannes einige geheimnißvolle und symbolische Zeichen.

Dies geschah so rasch, die Nadelspitze war so fein, so scharf, daß Dschalma das leichte Ritzen seiner Haut nicht fühlte.

Die Zeichen, welche der Würger gemacht hatte, wurden bald erkennbar, zuerst in kaum merklicher blaßrother Farbe und in haardünnen Strichen; die beizende langsam wirkende Kraft des Saftes an der Nadelspitze war aber so groß, daß er in der Haut sich mehr und mehr verbreitete und nach einigen Stunden etwa die kaum bemerkbaren Nadelstiche blutroth färben mußte.

Nachdem der Würger seinen Zweck erreicht hatte, warf er nochmals einen gierigen Blick auf den schlafenden Hindu, dann kroch er von der Matte weg, gelangte an die Oeffnung, durch welche er in die Hütte hineingeschlüpft war, schloß die zerschnittene Matte wieder, um jeden Argwohn zu entfernen, und verschwand in dem Augenblicke, als der Donner in der Ferne dumpf zu rollen anfing *).

---

*) In den Briefen Victor Jacquemonts über Indien lieset man über die unglaubliche Gewandtheit dieser Menschen:

„Sie kriechen am Boden hin in den Gräben und in den Furchen der Felder, ahmen hundert verschiedene Stimmen nach, machen durch den Schrei eines Schakals oder Vogels eine ungeschickte Bewegung wieder gut, die vielleicht einiges Geräusch verursachte, und schweigen dann, worauf ein Anderer in einiger Entfernung die Stimme des Thieres in der Ferne nachahmt. Sie stören den Schlaf durch

Drittes Kapitel.

Der Schmuggler.

Das Gewitter vom Vormittage hatte längst aufgehört, die Sonne wollte untergehen und es waren einige Stunden

---

mancherlei Geräusch, durch Kitzeln ꝛc. und wissen den Körper und die Glieder in die für ihre Absichten passende Lage zu bringen."

Der Graf Ed. von Warren spricht sich in seinem vortrefflichen Werke über das englische Indien, das wir noch mehrmals zu erwähnen haben werden, über die unbegreifliche Gewandtheit der Hindu eben so aus.

„So stehlen sie dem Reisenden selbst die Decke, in welche er sich im Schlafe gehüllt hat." Dieses Kunststück, das unglaublich erscheint, ist nichts desto weniger wahr. Warren vollendet das Bild, indem er eine Erklärung von dem Verfahren der Bhils dabei giebt. „Die Bewegungen des Bhils sind die der Schlange; schläft man in einem Zelte, an dessen Eingange ein Diener quer liegt, so kauert sich der Bhil draußen im Schatten in einer Ecke nieder, von wo aus er das Athmen Beider hören kann. Sobald der Europäer schläft, ist der Dieb seiner Sache gewiß; der Asiate widersteht dem Reize des Schlafes nicht lange. Der Augenblick ist endlich gekommen; der Bhil macht an der Stelle, wo er sich befindet, einen verticalen Schnitt in die Zeltleinwand und schlüpft hindurch wie ein Schatten, ohne daß ein Sandkörnchen unter seinen Füßen sich bewegt. Er ist völlig nackt und mit Oel bestrichen; ein dolchartiges Messer hängt an seinem Halse. So kauert er sich neben dem Schlafenden nieder und legt die Decke mit seltener Ruhe und Gewandtheit in kleine

vergangen, seit der Würger sich in die Hütte Dschalmas geschlichen und ihn im Schlafe mit einem geheimnißvollen Zeichen tättowirt hatte.

In einer langen Allee von buschigen Bäumen kam schnell ein Reiter heran.

Tausend Vögel begrüßten unter dem dichten Blätterdache durch ihr Zwitschern und ihre Spiele den strahlenden Abend; grüne und rothe Papageien kletterten mit Hilfe ihres Hakenschnabels bis zum Gipfel der rothen Akazien hinauf; Maïnamaïnus, große blaue Vögel, deren Brust und langer Schwanz wie polirtes Gold glänzen, verfolgten die sammtschwarzen, hochgelb gefleckten Regenvögel*); die Kolo-Tauben von geflammtem Violet girrten lieblich neben Paradiesvögeln, deren blitzendes Gefieder den prismatischen Glanz des Smaragds, des Rubins, des Topazes und des Saphir vereiniget.

Falten bis an den Körper zusammen, so daß sie so wenig Raum als möglich einnimmt. Ist dies geschehen, so begiebt er sich auf die andere Seite und kitzelt den Schlafenden leicht, den er zu magnetisiren scheint, so daß derselbe instinktmäßig zurückweicht, sich endlich umdreht und so von der zusammengefalteten Decke herunterkommt. Erwacht der Europäer und versucht den Dieb zu ergreifen, so findet er einen schlüpfrigen Körper, der ihm wie ein Aal entschlüpft; hält er ihn wirklich fest, so ist es um ihn geschehen; der Dolch trifft ihn in's Herz, er sinkt tödtlich verwundet nieder und der Mörder verschwindet."

*) Loriot-prince im Französischen, Sericulus regens. D.

Diese etwas erhöhete Allee zog sich an einem kleinen Teiche hin, auf den hier und da der Schatten der Tamerinden und Nopals fiel; in dem ruhigen klaren Wasser erkannte man Silberfische mit purpurnen Flossen, blaue Fische mit goldschimmernden Flossen, die aussahen wie eingesetzt in eine bläuliche Crystallmasse, denn sie ruheten alle bewegungslos an der Oberfläche des Wassers, auf welcher ein blendender Sonnenstrahl spiegelte, und schienen sich des Lichtes und der Wärme zu erfreuen. Tausend Insecten, lebendige Edelsteine, mit Feuerflügeln flatterten, flogen und summten auf der durchsichtigen Flut, in welcher sich in ungeheurer Tiefe die bunten Farben der Blätter und Blüten der Wasserpflanzen am Ufer spiegelten.

Es ist unmöglich, diese üppige, farben-, duft- und sonnenreiche Natur zu schildern, welche für den jugendlichen glänzenden Reiter, der in der Allee herkam, gleichsam als Rahmen diente.

Der Reiter war Dschalma, der es nicht bemerkt, daß der Würger ihm gewisse unvertilgbare Zeichen auf den linken Arm geätzt hatte.

Seine kräftige, feurige javänische Stute von mittlerer Größe war schwarz wie die Nacht; ein kleiner rother Teppich vertrat die Stelle des Sattels. Um die unbändigen Sätze des Thieres zu mäßigen, bediente sich Dschalma eines kleinen Stahlgebisses, und der Zaum und

Zügel von geflochtener scharlachrother Seide waren leicht wie ein Faden.

Keiner jener bewundernswürdigen Reiter, die man am Fries des Parthenon in so meisterhafter Sculptur erblickt, sitzt anmuthiger und stolzer zu Pferde als dieser junge Hindu, dessen schönes von der untergehenden Sonne beleuchtetes Gesicht von heiterem Glücke strahlt. Seine Augen glänzen vor Freude; er athmet mit weit geöffneten Nasenlöchern und mit halboffenem Munde in Wonnegefühl die duftige frische Luft ein, denn die Bäume sind noch feucht von dem starken Regen, welcher dem Gewitter folgte.

Eine rothe Mütze von fast griechischer Form auf dem schwarzen Haar Dschalmas hebt die Goldfarbe seines Gesichtes noch mehr heraus; sein Hals ist bloß und unbedeckt; er trägt sein weißes Muslingewand mit den weiten Aermeln, das durch einen scharlachrothen Gürtel zusammengehalten wird; sehr weite weiße kurze Beinkleider lassen die Hälfte seiner nackten, bräunlichen, glatten Beine sehen; die Rundung von antiker Reinheit zeichnet sich an der schwarzen Flanke seiner Stute, die Dschalma leicht mit der kräftigen Wade drückt. Steigbügel hat er nicht. Sein kleiner schmaler Fuß ist mit einer Sandale von rothem Marokin bekleidet.

Das Feuer seiner bald ungestümen bald gezügelten Gedanken verrieth sich gleichsam in dem Gange, in welchem

er sein Pferd gehen ließ, und der bald flüchtig und kühn war wie die Phantasie, die zügellos dahinschweift, bald ruhig und gemessen wie die Ueberlegung, welche einer thörichten Einbildung folgt.

Selbst seine geringsten Bewegungen bei diesem seltsamen Ritte zeugten von stolzer, freier, etwas roher Anmuth.

Dschalma, der durch die Engländer aus dem Reiche seines Vaters vertrieben und anfangs als Staatsgefangener in Haft gehalten worden war, nachdem sein Vater, (wie es Josua van Daël aus Batavia an Rodin geschrieben hatte) mit den Waffen in der Hand gefallen, hatte später seine Freiheit wieder erhalten.

Der junge Hindu hatte darauf in Begleitung des Generals Simon, der aus der Nähe des Gefängnisses des Sohnes seines ehemaligen Freundes, des Königs Kadscha Sing, nicht gewichen war, das indische Festland verlassen und sich nach Batavia, dem Geburtsorte seiner Mutter, begeben, um das bescheidene mütterliche Erbe in Empfang zu nehmen.

Unter diesem von seinem Vater so lange verschmäheten oder vergessenen Erbe befanden sich wichtige Papiere und die Medaille, welche jener ganz gleich war, die Rosa und Bianca trugen.

Der General Simon war über diese Entdeckung

ebenso überrascht als erfreut, da sie nicht blos eine Verwandtschaft zwischen seiner Frau und der Mutter Dschalmals darthat, sondern dem Letztern auch große Vortheile für die Zukunft zu versprechen schien. Er hatte Dschalma in Batavia zurückgelassen, damit er noch einige Angelegenheiten da in Ordnung bringe, und war selbst nach der benachbarten Insel Sumatra gereiset, weil man ihm gesagt hatte, er würde dort ein Schiff finden, das schnell und direct nach Europa segele, denn der junge Hindu mußte nun auch um jeden Preis am 13. Februar in Paris sein.

Wenn der General Simon wirklich ein Schiff fand, das nach Europa abzugehen bereit war, sollte er sogleich zurückkommen, um Dschalma abzuholen. Der Letztere, der jeden Tag die Rückkehr des Generals erwartete, begab sich eben auf den Hafendamm von Batavia, weil er hoffte, den Vater Rosa's und Bianca's auf dem Packetboote von Sumatra ankommen zu sehen.

Hier werden einige Worte über die Kindheit und Jugend des Sohnes Kadscha Sings nöthig.

Er hatte seine Mutter sehr frühzeitig verloren, eine einfache Erziehung erhalten, schon als Kind seinen Vater auf jenen großen Tigerjagden begleitet, die so gefährlich sind wie Schlachten, und war ihm als Jüngling in den Krieg, in harten und blutigen Kampf, gefolgt, um sein Reich zu vertheidigen.

Da er so seit dem Tode seiner Mutter in den heimathlichen Bergen und Wäldern gelebt, wo sich unter unaufhörlichen Kämpfen seine kräftige Natur rein und unverdorben erhalten hatte, so war der Beiname „der Edelsinnige," den man ihm gegeben, vollkommen verdient. Er war als Fürst wahrhaft Fürst, was so selten ist, und hatte selbst in seiner Gefangenschaft durch würdevolles Schweigen den englischen Schergen imponirt. Nie war ein Vorwurf oder eine Klage über seine Lippen gekommen, er hatte der ebenso ungerechten als barbarischen Behandlung nur stolze ernste Ruhe entgegengesetzt, bis er in Freiheit gesetzt worden war.

Dschalma, der an das patriarchalische oder kriegerische Leben der Gebirgsvölker gewöhnt war, das er nur verlassen hatte, um einige Monate im Gefängnisse zuzubringen, kannte von dem civilisirten Leben eigentlich gar nichts.

Ohne gerade die mit seinen guten Eigenschaften sonst immer in Verbindung stehenden Fehler zu besitzen, trieb er die erstern doch aufs Aeußerste; er blieb unbeugsam und unerschütterlich bei seinem beschworenen Worte, war hingebend bis zum Tode, vertrauend bis zur Verblendung, gutmüthig bis zur vollständigsten Selbstvergessenheit und würde unerbittlich gegen Jeden gewesen sein, der sich undankbar, treulos oder lügenhaft gegen ihn gezeigt;

er würde einem Verräther oder Eidbrüchigen ohne Bedenken das Leben genommen haben, weil er es ganz recht gefunden hätte, mit seinem Leben zu büßen, wenn er sich selbst eines Verrathes oder Eidbruches schuldig gemacht.

Er war mit einem Worte ein Mann von unbedingter und rücksichtsloser Gesinnung, und ein solcher Mann im Kampfe mit der Achselträgerei, den Berathungen, den Falschheiten, den Täuschungen, den Ränken, den Vorbehalten und Verstellungen einer sehr verfeinerten Gesellschaft, z. B. der Pariser, würde ohne Zweifel ein sehr merkwürdiger Gegenstand der Beobachtung sein.

Wir erwähnen dies, weil Dschalma, seit seine Reise nach Frankreich beschlossen war, nur einen unwandelbaren und brennenden Gedanken hatte — in Paris zu sein — in Paris, jener feenhaften Stadt, von der man selbst in Asien, diesem feenhaften Lande, so viele Wunder erzählt.

Die jungfräuliche und glühende Phantasie des jungen Hindu wurde besonders durch den Gedanken an die Französinnen entflammt, an jene so schönen, so verführerischen Pariserinnen, jene Wunder von Eleganz, Anmuth und Reiz, welche, wie man sagte, die Pracht der Hauptstadt der civilisirten Welt noch überstrahlen sollten.

Auch jetzt, an diesem warmen prachtvollen Abende, unter Blumen und berauschenden Wohlgerüchen, welche

die Schläge seines heißen jugendlichen Herzens noch beschleunigten, dachte Dschalma an jene zauberischen Wesen, die er sich unter den idealsten Formen vorstellte.

Es war ihm, als sähe er am Ende der Allee, mitten in dem goldenen Lichte, das die Bäume mit ihrem Grün überwölbten, anbetungswürdige wollustreiche Gestalten weiß und schlank auf- und niederschweben, die ihm lächelnd mit den rosigen Fingerspitzen Küsse zuwürfen.

Da konnte er die heißen Gefühle, die ihn seit einigen Minuten durchströmten, nicht mehr zügeln, er gab in seltsamer Erregung plötzlich seine männliche tiefsinnige Lust durch laute wildkräftige Jubeltöne zu erkennen und ließ zu gleicher Zeit wie in tollem Rausche seine kräftige Stute anspringen.

Ein heller Sonnenstrahl, der durch die dunkle grüne Wölbung drang, beleuchtete ihn jetzt ganz.

Auf einem Fußwege, der die Allee, in welcher sich Dschalma befand, am Ende kreuzte, kam seit einigen Augenblicken ein Mann schnell heran.

Der Mann blieb im Schatten stehen und betrachtete Dschalma mit Verwunderung.

Der schöne, lusttrunkene, feurige Jüngling im blendenden Lichtglanze, in dem weißen flatternden Gewande, auf der muthigen schwarzen Stute, die ihren rothen Zaum mit weißem Schaum bedeckte und deren langer Schweif

und dichte Mähne im Abendwinde wogten, war allerdings ein reizender Anblick.

Bald fühlte sich indeß Dschalma, denn allen menschlichen Wünschen folgt ihr Gegentheil, von einer milden unbeschreiblichen Wehmuth ergriffen; er legte die Hand auf die feuchten, umschleierten Augen und ließ die Zügel auf den Hals seines gehorsamen Pferdes fallen.

Das Pferd blieb sogleich stehen, streckte den Schwanenhals aus und wendete den Kopf halb nach dem Manne herum, den es im Gebüsche sah.

Dieser Mann, der Schmuggler Mahal, war fast wie die europäischen Matrosen gekleidet. Er trug eine Jacke und Beinkleider von weißer Leinwand, einen breiten rothen Gürtel und einen sehr niedrigen Strohhut. Sein Gesicht war braun, charaktervoll und völlig bartlos, obwohl der Mann wohl vierzig Jahre zählen konnte.

Im nächsten Augenblicke befand sich Mahal neben dem jungen Hindu.

„Du bist der Fürst Dschalma?" fragte er ihn in schlechtem Französisch, indem er ehrerbietig an seinen Hut griff.

„Was willst Du?" entgegnete der Hindu.

„Du bist — der Sohn Kadscha Sings?"

„Noch einmal, was willst Du?"

„Der Freund des General Simon . .?"

„General Simon!" rief Dschalma aus.

„Du reitest ihm entgegen, wie jeden Abend, seit Du seine Rückkehr von Sumatra erwartest?"

„Ja, — aber woher weißt Du . .?" fragte der Hindu, indem er den Schmuggler verwundert und neugierig ansah.

„Er wird heute oder morgen in Batavia an's Land steigen."

„Kommst Du von ihm?"

„Vielleicht," antwortete Mahal argwöhnisch . ., „Aber bist Du der Sohn Kadscha Sings?"

„Ich bin es, . . aber wo hast Du den General Simon gesehen?"

„Welchen Beinamen führst Du," fuhr Mahal fort, indem er Dschalma fortwährend mißtrauisch ansah, — „wenn Du der Sohn Kadscha Sings bist?"

„Man nannte meinen Vater den „Vater des Edelsinnigen," antwortete der junge Hindu und eine Wolke der Trauer zog über seine schönen Züge.

Diese Worte schienen Mahal allmälig zu überzeugen, daß er wirklich Dschalma vor sich sähe; um sich aber noch mehr Gewißheit zu verschaffen, fuhr er fort:

„Du wirst vor zwei Tagen einen Brief von dem General Simon von Sumatra erhalten haben . ."

„Ja, . . aber warum diese Fragen?"

„Um mich zu überzeugen, daß Du wirklich der Sohn

Kadscha Sings seiest, und um die Befehle auszuführen, die ich erhalten habe . ."

„Von wem?"

„Von dem General Simon."

„Wo ist er?"

„Sobald ich die Gewißheit habe, daß Du der Fürst Dschalma bist, werde ich es Dir sagen . . Man hatte mir allerdings gesagt, Du rittest auf einer schwarzen Stute mit rothem Zügel, aber . . ."

„Bei meiner Mutter! Wirst Du nun reden?"

„Ich werde Dir Alles sagen, wenn Du mir sagen kannst, welches bedruckte Papier in dem Briefe lag, den Dir der General Simon von Sumatra geschrieben hat."

„Ein Stück von einer französischen Zeitung."

„Enthielt diese Zeitung eine gute oder eine schlimme Nachricht für den General?"

„Eine gute, weil man darin las, daß in seiner Abwesenheit der letzte Titel und der letzte Grad anerkannt worden sei, welche er dem Kaiser verdankt, wie man es auch bei andern seiner Waffenbrüder gethan hat, die gleich ihm verbannt sind."

„Du bist der Fürst Dschalma," sprach der Schmuggler nach kurzem Nachdenken . . „Ich will nun reden, . . der General Simon ist diese Nacht an Java gelandet, aber an einem öden Küstentheile."

„An einem öden Orte?"

„Weil er sich verborgen halten muß.“

„Er!“ rief Dschalma bestürzt aus. „Sich verbergen? Warum?“

„Das weiß ich nicht.“

„Aber wo ist er?“ fragte Dschalma, der von Besorgniß erbleichte.

„Drei Stunden von hier, . . am Meeresstrande, . . unter den Ruinen von Tschandi.“

„Er . . muß sich verbergen?“ wiederholte Dschalma und sein Gesicht drückte zunehmende Verwunderung und Besorgniß aus.

„Ich weiß es nicht gewiß, glaube aber, es handelt sich um einen Zweikampf, den er auf Sumatra gehabt hat,“ sprach der Schmuggler geheimnißvoll.

„Einen Zweikampf? und mit wem?“

„Ich weiß es nicht; aber kennst Du die Ruinen von Tschandi?“

„Ja.“

„Der General erwartet Dich dort und hat mir aufgetragen, Dir dies zu sagen.“

„Du bist aber mit ihm von Sumatra gekommen?“

„Ich war der Lotse des kleinen Schmugglerschiffes, das ihn diese Nacht an der öden Küste ausgesetzt hat. Er wußte, daß Du ihn jeden Abend auf dem Wege nach dem Hafendamme erwartest, und ich hatte fast die Gewißheit, Dich da zu treffen. Er erzählte mir aus dem

Briefe, den Du von ihm erhalten hast, das, was ich Dir eben sagte, um Dir zu beweisen, daß ich wirklich von ihm käme; wenn er Dir hätte schreiben können, würde er es gethan haben.“

„Er hat Dir nicht gesagt, warum er sich verborgen halten müsse?“

„Er hat mir nichts gesagt, aber nach einigen Worten, die ihm entschlüpften, vermuthe ich, wie gesagt, daß er im Zweikampfe . .“

Dschalma, der die Heftigkeit und den Muth des Generals Simon kannte, hielt die Vermuthung des Schmugglers für ziemlich wahrscheinlich.

Nach einer Pause sagte er zu demselben:

„Kannst Du wohl mein Pferd zurückführen? Mein Haus steht außerhalb der Stadt da unten unter den Bäumen neben der neuen Moschee . . Das Pferd würde mir bei dem Ersteigen des Berges Tschandi hinderlich sein; ich werde zu Fuße schneller hinaufkommen . .“

„Ich weiß, wo Du wohnst; der General Simon hatte mir es gesagt; ich würde dahin gekommen sein, wenn ich Dich nicht hier getroffen hätte. Gieb mir also Dein Pferd . .“

Dschalma sprang leicht von dem Pferde, warf Mahal den Zügel zu, rollte ein Ende seines Gürtels auf, nahm eine kleine seidene Börse da heraus, gab sie dem Schmuggler und sagte zu ihm:

„Du bist treu und gehorsam gewesen, . . nimm; es ist wenig, aber ich habe nicht mehr.“

„Kadscha Sing hieß mit Recht der Vater des Edelsinnigen,“ sprach der Schmuggler, indem er sich ehrfurchtsvoll und dankend verbeugte. Dann führte er die Stute Dschalmas auf dem Wege nach Batavia hin.

Der junge Hindu seiner Seits trat in das Gebüsch hinein und ging mit großen Schritten nach dem Berge zu, wo die Ruinen von Tschandi lagen und wo er erst in der Nacht ankommen konnte.

Ende des dritten Theils.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

„Du bist treu und gehorsam gewesen, . . nimm; es ist wenig, aber ich habe nicht mehr."

„Kadscha Sing hieß mit Recht der Vater des Edelsinnigen," sprach der Schmuggler, indem er sich ehrfurchtsvoll und dankend verbeugte. Dann führte er die Stute Dschalmas auf dem Wege nach Batavia hin.

Der junge Hindu seiner Seits trat in das Gebüsch hinein und ging mit großen Schritten nach dem Berge zu, wo die Ruinen von Tschandi lagen und wo er erst in der Nacht ankommen konnte.

Ende des dritten Theils.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sue, Eugène,

Der ewige Jude

Bd.: 3

Leipzig 1844

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.1484(1/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11091164-0